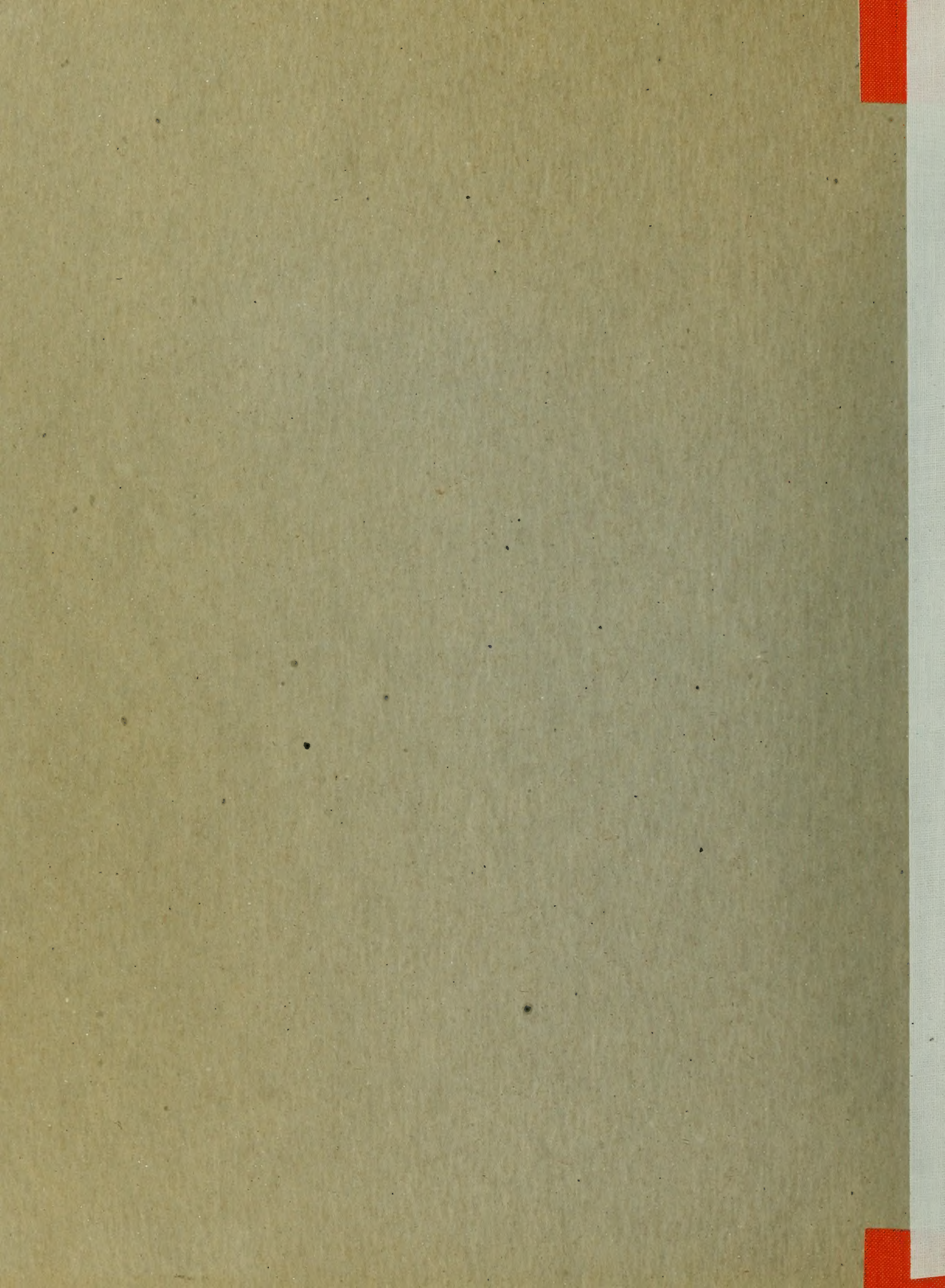


Stierling, Hubert
Leben und Bildnis
Friedrichs von Hagedorn

PT
2287
H3Z86



4. BEIHEFT · 2. TEIL
ZUM JAHRBUCH DER HAMBURGISCHEN WISSENSCHAFTLICHEN ANSTALTEN
XXVIII. 1910

MITTEILUNGEN

aus dem

MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VOM DIREKTOR
PROFESSOR DR. OTTO LAUFFER

NR. 2

INHALT:
HUBERT STIERLING: LEBEN UND BILDNIS FRIEDRICHS VON HAGEDORN

HAMBURG 1911
KOMMISSIONSVERLAG VON LUCAS GRÄFE & SILLEM

DER I. TEIL DIESES BEIHEFTS ENTHÄLT DEN JAHRESBERICHT
DES MUSEUMS FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE FÜR 1910

Hl. Y 205

4. BEIHEFT · 2. TEIL
ZUM JAHRBUCH DER HAMBURGISCHEN WISSENSCHAFTLICHEN ANSTALTEN
XXVIII. 1910

MITTEILUNGEN

aus dem

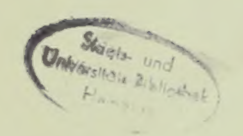
MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VOM DIREKTOR
PROFESSOR DR. OTTO LAUFFER

NR. 2

INHALT:
HUBERT STIERLING: LEBEN UND BILDNIS FRIEDRICHS VON HAGEDORN

HAMBURG 1911
KOMMISSIONSVERLAG VON LUCAS GRÄFE & SILLEM



PT
2218 7
H3286

DER 1. TEIL DIESES BEIHEFTES ENTHÄLT DEN JAHRESBERICHT DES MUSEUMS FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE FÜR 1910



GEDRUCKT BEI LÜTCKE & WULFF, HAMBURG

LEBEN UND BILDNIS FRIEDRICHS VON HAGEDORN

VON

DR. HUBERT STIERLING

WISSENSCHAFTLICHEM HILFSARBEITER AM MUSEUM
FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

MIT 5 TAFELN UND 8 TEXTBILDERN

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/lebenundbildnisf00stie

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT.

DAS Ziel dieser Arbeit war anfangs, die Bildnisse des hamburgischen Dichters Friedrich von Hagedorn zusammenzustellen. Zu diesem Zweck mußte ich mich eingehend mit dem Briefwechsel der beiden Brüder Hagedorn beschäftigen, weil sich hier Aufschlüsse über die Entstehung und Bewertung der Bilder finden sollten. Beim Durchlesen der äußerst umfangreichen Korrespondenz fielen mir aber nebenher noch allerhand biographische Notizen in die Hände. Ich konnte mich nicht entschließen, sie unbenutzt liegen zu lassen, denn ich merkte sehr bald, daß sich aus ihnen ein wesentlich volleres Bild des Dichters gewinnen ließ, als es uns Eschenburg vor reichlich 100 Jahren in seiner verdienstvollen Ausgabe und Biographie gegeben hatte. Ich durfte mir auch sagen, daß die Aufhellung der Lebensgeschichte desjenigen Mannes, der wie kaum ein anderer den Namen seiner Vaterstadt zu Ehren gebracht hatte, eine Aufgabe sei, zu deren Lösung das Museum für hamburgische Geschichte eine Art inneren Berufes fühlen mußte. So bin ich schließlich über den Briefwechsel der beiden Brüder Hagedorn hinausgegangen, habe alles mir bekannte Material herangezogen und das Bild nach der biographischen Seite abgerundet.

Die literarhistorische Seite habe ich nur kurz berührt. Sie ist durchaus eine Aufgabe für sich. Ich habe mich darauf beschränkt, das zu verarbeiten, was mir aus meinen Studien unmittelbar zugeflossen ist, wobei ich freilich hoffe, daß auf das Wurzelgebiet der Hagedornschen Kunst ein helles Licht gefallen sei.

Wie das biographische, so ist mir auch das Bildermaterial unter den Händen gewachsen. Eschenburg, der in seiner Biographie auch von den Porträts mit einer damals ungewöhnlichen Sorgfalt berichtet, kannte nur zwei; mir sind sechs bekannt geworden: zwei von Denner, drei von van der Smissen und eine erweiterte Kopie eines van der Smissenschen Bildes von einem Unbekannten. Mit Ausnahme des ersten Dennerschen Porträts und eines van der Smissenschen Pastells sind sie sämtlich nachzuweisen.

Für wesentliche Förderung meiner Studien bin ich den Herrn Rudolf E. und Hermann Hagedorn verpflichtet, die mir den Nachlaß des Oberleutnants a. D. Hermann Hagedorn zur Verfügung stellten. Oberleutnant Hagedorn hatte in der Hoffnung, den Zusammenhang seiner Familie mit der des Dichters erweisen zu können, weitverzweigte Studien getrieben. Ist es mir auch nicht möglich gewesen, seine Hypothese stützen zu helfen, so habe ich doch in seinen genealogischen Sammlungen manchen Hinweis gefunden, der mir für die Aufhellung der Familiengeschichte von großem Werte war. In gleicher Weise fühle ich mich Herrn Senator Dr. Lappenberg verbunden, der mir mit seltener Liberalität die gesamten Hagedorniana aus dem Nachlaß seines Vaters, des Hamburger Archivars Dr. M. J. Lappenberg, zur Verfügung stellte. Und endlich habe ich auch Herrn Dr. Moriz Stübel in Dresden dankbar zu nennen, der mich aus seinen Vorstudien zu einer Biographie des Kunstgelehrten und Sammlers Christian Ludwig von Hagedorn mit manchem guten Rat unterstützte.



VERZEICHNIS
DER ABGEKÜRZT ZITIERTEN LITERATUR

Schmid, Biographie der Dichter, von C. H. Schmid. II. Teil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung 1770.

Baden, Briefe über die Kunst von und an Christian Ludwig von Hagedorn. Herausgegeben von Torkel Baden. Leipzig 1797. In der Weidmannischen Buchhandlung.

Eschenburg, Friedrichs von Hagedorn Poetische Werke. Mit seiner Lebensbeschreibung und Charakteristik und mit Auszügen seines Briefwechsels begleitet von Johann Joachim Eschenburg. Fünf Teile. Hamburg, bei Carl Ernst Bohn. 1800.

Litzmann, Briefe von Anna Maria von Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig 1731—32. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1885. (Sonderabdruck aus Koppmann, Aus Hamburgs Vergangenheit I. 1885.)

Bobé, Geheimrat Detlef v. Ahlefeldts Memoiren aus den Jahren 1617—1659. Nach der Originalhandschrift im Haseldorfer Archiv. Herausgegeben von Louis Bobé. Kopenhagen, A. F. Höst. 1896.

Rachlov, Genealogie der Familie Hagedorn. Geschrieben um 1785. Siehe Anhang 1.

Genealogische Tabelle der Familie Hagedorn. Geschrieben 1780. Siehe Anhang 1.



I. DER ADELSANSPRUCH DER FAMILIE HAGEDORN.

Als im Jahre 1895 der Däne Louis Bobé aus dem Haseldorfer Archiv in Holstein die Memoiren Detlefs von Ahlefeldt herausgab, fiel zum ersten Mal ein helles Licht auf die Familie des hamburgischen Dichters Friedrich von Hagedorn. Hatten wir bisher kaum über den Vater ein paar dürftige Nachrichten, so lernten wir jetzt in Bobés kritischen Anmerkungen auch noch den Großvater und den Großonkel kennen und im Texte selber den Urgroßvater und die Urgroßmutter des Dichters.

In den folgenden Jahren haben sich besonders im Kopenhagener Reichsarchiv noch einige andere aufschlußreiche Akten gefunden, und so läßt sich heute zum ersten Mal über die Vorfahren Friedrichs von Hagedorn etwas sagen, was mehr ist als Tradition und Kombination.[1])

Vor allen Dingen sind wir jetzt imstande, mit demjenigen Satze aufzuräumen, der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts jede der zahlreichen Biographien[2]) des Dichters einleitet: daß er der Sproß eines alten niedersächsischen Adelsgeschlechts sei. In Ahlefeldts Memoiren, die die Jahre 1617—1659 umspannen, begegnet uns mehrfach der Urgroßvater und Begründer der dänischen Linie Hagedorn, und zwar in dem Amte eines Gutsverwalters und Handschreibers bei Pogwisch und Ahlefeldt. Der Charakter dieser Stellung und die Art, wie Ahlefeldt von ihm spricht und ihn behandelt, zeigen deutlich, daß Ahlefeldt weit davon entfernt war, in ihm einen Standesgenossen zu sehen.

Philipp Johann selber aber, ein findiger Kopf, war in diesem Punkte anderer Ansicht. Er stellte sich im Jahre 1610 als junger Mann einen langen Stammbaum zusammen. Die Art und Weise, in der er zu Werke ging, ist charakteristisch und entscheidend für die ganze Frage. Er fühlte, daß dem Namen Hagedorn alles Adelsmäßige abging, und knüpfte daher an Botkam, ein Gut in Holstein, an. Er beginnt seine Ahnenreihe mit Johann Botkam um 1250 und verfolgt diese Familie bis auf einen Johann Hendriksen Botkam, dem im Jahre 1439 von Kaiser Albrecht ein adeliges Wappen und Schild mit dem Namen Hagedorn gegeben sein soll. Und nun kommt die charakteristische Erklärung: Dieser Johann Hendriksen von Botkam war 1438 kaiserlicher Offizier in Belgrad, als die Stadt von den Türken belagert wurde. Ihm war ein wichtiger Posten anvertraut, den er auch tapfer verteidigte. Aber er verlor seine Leute und endlich zersprang ihm sogar die Klinge seines Schwertes. Da riß er einen Dorn aus dem Boden, verteidigte sich, bis er Ersatz erhielt,

[1]) Über die Quellen zur Familiengeschichte siehe Anhang 1.

[2]) Die älteste von Huber, Choix de Poésies Allemandes I (1766), 143 erwähnt nur den Stand des Vaters. Die folgende von C. H. Schmid, Biographie der Dichter II (1770), 359 vertritt den Adelsanspruch klar und deutlich. Von da ab ändert sich in dieser Anschauung nichts mehr. — Die Literaturgeschichten sprechen in ihrer Weise vom edelmännischen Charakter der Hagedornschen Muse, z. B. Scherer (1902) 375; auch Goethe in Dichtung und Wahrheit II, 10 (Jubiläums-Ausgabe XXIII, 220).

und trieb zuletzt mit neuen Leuten und seinem Dorn den Feind zurück, so daß Belgrad befreit wurde. Seitdem wurde er nicht mehr Botkam, sondern allgemein der Türkendorn genannt; der Kaiser aber verlieh ihm den Namen Hagedorn.

Auf diese nach bewährtem Muster erfundene Geschichte, an der wir keine Kritik üben wollen, gründete Philipp Hagedorn seinen Adelsanspruch.[1])

Philipp selber starb im größten Elend, der Anspruch aber mag, wie es in solchen Dingen zu gehen pflegt, lebendig geblieben sein, und immerhin fand er in Philipps Sohn Johann Ernst, der es vom Unteroffizier bis zum Major brachte, und in seinem Enkel Hans Statius, der aus ganz kleinen Anfängen bis zur Residentenwürde emporstieg, Träger, mit deren Lebensführung er sich wesentlich besser verband. Wie man aber in unterrichteten Kreisen über die Familie Hagedorn urteilte, zeigt sich deutlich, wenn eine Mari Elisabet Büttners (aus Hamburg?) in ihrer Beschwerdeschrift an den dänischen König sagt: „die meinige, davon ich entsprossen, sind so vornehme Leuthe als die Seinige (die Eltern des Hans Statius) nimmer seyn"; Hans Statius habe daher keinen Grund, sein Eheversprechen ihr gegenüber nicht einzulösen. Der Adelsanspruch existiert für sie also gar nicht.[1])

Hans Statius hat später, wie wir aus einem Brief[2]) seines Vetters, des dänischen Admirals Seneca Hagedorn, erfahren, selber den Versuch gemacht, einen Stammbaum aufzustellen. Er knüpfte dabei aber nicht an die Geschichte von dem Türkendorn, sondern an die im alten Sibmacher (1703) aufgeführten schweizerischen und schwäbischen Hagendorns und Hagentorns an; „davon seindt wir gahr gewiß, nach Euer selbigen Vatters Eigen Erfindung", schreibt Seneca dem Dichter; „Erfindung", d. h. Feststellung — ob es aber im Grunde mehr war als Erfindung?

Vom Vater hat Friedrich den Adelsanspruch überkommen, ohne ihm einen tieferen Wert beizumessen — im genauen Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder, dem Geheimen Legationsrat Christian Ludwig von Hagedorn in Dresden, der sein Leben lang mit Eifersucht über alle ihm gebührenden Standesehren gewacht hat.

Der einzige, der diesen Kombinationen skeptisch gegenüberstand, war der eben genannte Seneca. In seinem Brief an Friedrich spricht er hinsichtlich des Adels von einer Prätention seiner Vorfahren; er korrigiert auch die Meinung Christian Ludwigs, daß einer seiner Ahnen vom dänischen König Friedrich III. (1648—1670) einen Adelsbrief erhalten habe.[3]) Dagegen scheint er die Ansicht des Hans Statius zu teilen, die Familie sei aus Süddeutschland nach Niedersachsen gewandert.

Aber sollen wir den Blick wirklich so weit

[1]) Die abenteuerliche Geschichte erzählt Rachlov wieder, und zwar „nach einem deutschen Manuskript, geschrieben von Philipp Johann, dem Stammvater der dänischen Hagedorns, im Jahre 1610". An den „Türkendorn" schließt sich eine lange Reihe neuer Hagedorns bis zu Philipp Johann. Oberleutnant Hagedorn schenkte diesen Ahnen anscheinend sein Vertrauen, wenigstens stellte er an vielen Archiven Nachforschungen nach den so bestimmt genannten und mit allerhand Würden beschwerten Hagedorns an; er erhielt aber jedesmal die Antwort, daß weder von den Botkams noch von den Hagedorns noch ihren Gattinnen irgend etwas bekannt sei, im Gegenteil war das Amt mit einem anderen besetzt, oder in den Stammbäumen bekannter Adelsfamilien fehlte gerade diejenige Jungfrau, die einem Hagedorn die Hand gereicht haben sollte. (Oberleutnant Hagedorns Korrespondenz z. B. mit den Archiven in Wien, Hannover, Schleswig, Bremen und Münster i. W.)

[1]) Der Brief (ca. 1696, da Hans Statius schon Kanzleirat genannt wird) liegt bei den Briefen des Hans Statius an den Großkanzler Reventlov im Kopenhagener Reichsarchiv.

[2]) Siehe Anhang 2.

[3]) Während der Drucklegung schreibt mir Bobé, der diese Verhältnisse von Grund auf kennt: „Von einer Nobilitation der Hagedorns ist mir nichts bekannt, ich bezweifele, daß eine solche je erfolgt ist."

schweifen lassen, wo für die Hypothese des Hans Statius nicht einmal aus der Familientradition sich eine Wahrscheinlichkeit gewinnen läßt? Ich glaube nicht, denn alles, was wir wissen, weist auf Niederdeutschland: Anna Maria, die Frau des Hans Statius, schreibt, die Familie stamme aus Westfalen;[1]) die genealogische Tabelle weist ebendahin; Rachlovs Genealogie oder der märchenhafte Bericht des Verwalters Philipp nennt das Gut Botkam in Holstein. Hier im niederdeutschen Gebiet begegnet uns denn auch schon damals eine Fülle bürgerlicher Familien, die den Namen Hagedorn tragen, so in Cöln, Bremen, Verden, Hamburg, Lübeck, Eutin. Hier wird also wohl die Heimat auch unserer Hagedorns sein.

[1]) Litzmann 70.

II. DIE VORFAHREN DES DICHTERS.

Unsere Kenntnis der Hagedornschen Vorfahren ist verhältnismäßig reich, und wir dürfen um so eher bei ihnen verweilen, als bei ihnen mancherlei Züge zum Vorschein kommen, die wir nachher bei dem Dichter wiederfinden werden. Der älteste, greifbar vor uns tretende Hagedorn ist jener schon genannte Philipp,[1]) der Stammvater der dänischen Linie und Urgroßvater des Dichters. Er wurde 1586 geboren,[2]) studierte Jura, Politik und Kameralwissenschaften und schrieb 1610 die abenteuerliche Geschichte vom Ursprung seines Namens. Dann soll er fürstlich bremischer Rat[3]) gewesen sein. Erst 1631 treffen wir ihn wieder: da bestellte ihn Christoph Pogwisch zum Verwalter seiner holsteinischen Güter Haselau und Caden und gab ihm für bereits geleistete Dienste den nahgelegenen Hof Ellerau zur Nutznießung. Mit diesen Ämtern ging er 1642 in den Dienst Detlefs von Ahlefeldt über, der ihn gleichzeitig als seinen Handschreiber bezeichnet. Ahlefeldt zog dann bald in hessischen Kriegsdienst, und nun begann sein Verwalter ein Leben in dulci jubilo. Als Ahlefeldt zurückkehrte, stellte er fest, daß bei 4000 Talern fehlten, die in stetigem Wohlleben und Banquettieren mit Herrn Rist, Pastor zu Wedel und renommiertem teutschen Poeten, Münchhausen, Kgl. Voigt zu Ütersen, und andern guten Zechbrüdern draufgegangen waren. Den Gutsherrn hat es begreiflicherweise nicht trösten können, daß man auch seine Gesundheit dabei nicht vergessen; er war vielmehr ernstlich entschlossen, Hagedorn judicialiter zum Schelm deklarieren zu lassen. Wenn er es schließlich unterließ, geschah es in der Einsicht, daß kein Prozeß ihm sein Geld wiederschaffen könne, da Hagedorn nichts als ein kleines Haus in dem nahen Holm besaß. Er ließ ihn also ziehen, und so starb er 10 Jahre später (1660) zu Holm in summa miseria.[1])

[1]) Vergl. über ihn besonders Bobé 47, 49, 51 f., 105 ff., dazu die Anmerkungen 162 ff. Außerdem Rachlovs Genealogie und die Genealogische Tabelle, die mit Vorbehalt zu benutzen sind und hinsichtlich der Ehe des Verwalters grundfalsche Angaben machen.

[2]) Das Geburtsjahr Philipps teilt die Genealogische Tabelle mit, bei Rachlov fehlt es anscheinend zufällig; es wird richtig sein: Philipp starb 1660, 1610 schreibt er schon seinen Stammbaum, dürfte also um 1586 geboren sein.

[3]) Sein Studium vermerkt Rachlov, seine Stellung als fürstlich bremischer Rat etc. außerdem auch die Tabelle. Die Angabe, daß er studiert habe, gewinnt eine Stütze dadurch, daß Ahlefeldt bei seinem nächsten Verwalter ausdrücklich hervorhebt (Bobé 107), „daß er nicht studiret und daß er keine großen Kenntnisse hatte noch weitläufig war".

[1]) Vergl. Bobé 105—107 und 162. Nach Ausweis des Wedeler Kirchenbuches starb Philipp 1660 (nicht 1652); in Wedel ist er auch begraben. Es beruht auf Irrtum, wenn Anna Maria, die Mutter des Dichters, ihrem

Das war das klägliche Ende eines lebensfrohen Mannes, der in seinen guten Tagen nach Ahlefeldts eigenem Zeugnis unter allen Verwaltern „der erste und bei männiglich in großem Respect und Ansehen gewesen war“,[1]) der sich durch Studium und Umgang auch wohl über seinesgleichen erhoben hatte und der nach Rists Lobgedicht „Herberge der Redligkeit“ ein Mann von Treue und Beständigkeit — das ist der ältere Sinn des Wortes — gewesen ist. Vom Makel des Betruges hat Ahlefeldt ihn selber zu reinigen gesucht, indem er versichert, daß Hagedorn weniger aus böser Absicht als ex nimia et supina negligentia (Sorglosigkeit) gehandelt habe.[2])

Johann Rists Gedicht steht in seinem Poetischen Schauplatz 1646, 235:

Herberge der Redligkeit.

An seinen hochvertrauten und in beiderley
Glük sehr beständigen Freund
Herrn Philip Hagedorn
der Adelichen Gühter Haselau und Kaden
wolbenahmten Verwalter.

Als einst die Tugenden durch vieler wunsch bewogen
in unser Cimberland zu gaste sind gezogen,
vertheilten sie sich zu den Leuten weit und breit,
bei Heren Hagedorn kert' ein die Redligkeit.

Bald aber flohen sie von Jungen und von Alten
Die Redligkeit allein hat ihren sitz behalten;
sie blieb an ihrem Ohrt auch mitten in Gefahr
dieweil kein besserer Wirth vor sie zu finden war.[3])

Nur zu verwandten Schlages war Urgroßmutter Anna Hagedorn.[1]) Von ihr erzählt Ahlefeldt eine artige Historie, in der wiederum Pastor Rist eine Rolle spielt, die bei dem Dichter des geistlichen Liedes „O Ewigkeit Du Donnerwort“ überrascht. Ahlefeldt berichtet, daß die Frau Verwalterin, wann ihr Mann nicht zu Hause gewesen, Gäste gebeten und mit dem Herrn Rist sich ganz abgekleidet, auch die Hemder ausgezogen und so nackt um den Pfeiler herumgetanzt und die Comoedie von Adam und Eva im Paradies auf seine Unkosten praesentiret habe; das Übrige, so dabei vorgelaufen, remittiere er einem jedwedem seinen judicio. Welches unordentliche Haushalten dann nicht anders als eine böse Rechnung, und die dabei vorgelaufene Sünde Gottes schwere Strafe unfehlbar causiren und nach sich ziehen mußte, wie auch erfolget ist und vorhin bereits erwähnet worden.[2])

Pastor Rist ist vor kurzem in Wedel ein Denkmal errichtet worden. Hätte diese anmutige Szene nicht vielleicht zu einem Sockelrelief getaugt?[3])

Das Hagedornsche Ehepaar schenkte sechs Kindern das Leben.[4]) Von ihnen interessieren

jüngsten Sohne mitteilt, Philipp sei in Hamburg gestorben (Litzmann 70). — Bemerkt sei noch, daß Philipp einen Bruder Christopher Christophersen besaß, dessen abenteuerliches Leben man bei Rachlov beschrieben findet.

[1]) Bobé 105; vergl. auch 106.

[2]) Bobé 107.

[3]) Das im Poetischen Schauplatz S. 293 gedruckte Gedicht „Hochzeitlicher Schimpf und Ernst Herrn Johann Hagedorn, vornemen Bürger und Weinhändler in Hamburg ... übergeben“ gilt einem Hagedorn, der nicht zu den Vorfahren des Dichters zählt (trotz seinem Beruf).

[1]) geb. Badenhop, Tochter des erzbischöflich bremischen Rentmeisters B. auf der Rotenburg, geboren 1612, gestorben 1680; vergl. Bobé 162.

[2]) Bobé 107.

[3]) Rist hat übrigens 4 Jahre nach Hagedorns Tode seine Eva geheiratet. In einem Schreiben an Ahlefeldt (1664) setzt er seine ehrenwerten Motive auseinander; der Hauptgrund war nämlich, daß Anna Hagedorn die Schwägerin des Rentmeisters Gabel war, durch dessen Einfluß Rist seinen Schwiegersohn Dr. Petri lancieren wollte. Er gesteht „um dieser Beförderung willen habe ich meine Heirath mit der Frauen Hagedornschen zum Theil angefangen, eine Wittfrau, die doch sonst keine oder schlechte Mittel hatte“. (Mitteilung aus dem Haseldorfer Archiv von Bobé 2. V. 1903 an Oblt. Hagedorn.)

[4]) Anna Maria, die Mutter des Dichters, nennt ohne Namen acht (Litzmann 70), danach (?) ebenso Bobé 162; Rachlov und die Tabelle fünf, doch sind die beiden Söhne Johann Ernst und Johann Christoph irrig in einen Johann Ernst Christoph zusammengezogen.

uns nur die beiden Söhne. Johann Christoph war ein rechter Abenteurer: 1656 war er als Freireuter in Prag, nannte sich Baron Arganton, wurde als Betrüger entlarvt und floh nach Dänemark. Hier war er 1659 Oberstleutnant und Generaladjutant in Norwegen und nahm 1664 den bekannten Hamburger Arzt Dr. Sperling hinterlistig gefangen, nachdem er ihn aus der Stadt herausgelockt hatte. Die Folge war ein klingender Dank des Königs. In Hamburg aber durfte er sich nicht mehr sehen lassen, denn der Rat hatte 200 Taler auf seinen Kopf gesetzt, und eine weitere Folge war es, daß er 1679 auf Hamburgs Ansuchen vom Kaiser zurückgewiesen wurde, als er unter dem Namen eines Baron Estroo als spanischer Resident im Niedersächsischen Kreise designiert war.[1])

Sein Bruder, Johann Ernst Hagedorn, war der Großvater des Dichters. Er wurde 1637 in der Grafschaft Pinneberg geboren, kam mit 13 Jahren in Kanzler Detlev Reventlows Haus, entlief aber aus gekränktem Ehrgefühl, weil die Kanzlerin ihn zweimal zu kleinen häuslichen Verrichtungen heranzog. Der Junge schlug sich nach Holland durch, ward Unteroffizier und kehrte 1662 als Major nach Holstein zurück. Hier begann er von neuem als Hauptmann, ward Amtsvogt in Ütersen und erhielt 1671 als Rittmeister und Chef der pinnebergischen Kompagnie königliche Bewilligung auf einen Hof und die Einnahmen des Kruges zu Wedel. 1676 fiel er als Major in der Schlacht bei Lund.[1])

Johann Ernst war seit 1667 mit Margarethe Roitze aus Ütersen verheiratet. Sie starb schon im folgenden Jahre, nachdem sie einem Sohne, Hans Statius, dem Vater des Dichters, das Leben gegeben hatte. Die Namenswahl erklärte dieser später selber in dem einzigen uns wörtlich erhaltenen Satze seiner 1719 aufgezeichneten Vita: „Den 12. Oktober 1668 bin ich gebohren und nach meiner Großmutter-Schwester-Mann, Herr Hans Statius von Münchhausen, mit dem Namen Hans Statius dem Buch des Lebens durch die heilige Taufe eingeschrieben.“ [2]) Münchhausen, dem wir schon als einem getreuen Zechbruder des Verwalters Philipp Hagedorn begegneten, war seinerzeit königlicher Vogt zu Ütersen; seine Frau Agnes vermachte dem kleinen Hans Statius 6000 Taler, von denen der dänische König ihm den Zehnten erließ.[3]) Dies ansehnliche Legat ermöglichte dem jungen Manne später seine große Reise durch Süddeutschland und Italien.[4])

Der Lebenslauf des Hans Statius liegt klar vor unsern Augen; denn wenn uns von

[1]) Quellen für seine Lebensgeschichte:
a) Bobé 163.
b) Rachlov und die Tabelle. Trotz der gemeinsamen Behandlung der beiden Brüder daselbst ist ihr Anteil glatt zu trennen.
c) Kopenhagen, Provinzarchiv: Bericht von cand. mag. Nanna Lange an Oblt. Hagedorn; bringt vor allem neues Material für die Gefangennahme des Hamburgers Dr. Sperling durch Hagedorn, vergl. Stelzner, Versuch (1733) III, 874 ff.
d) Altona, Hauptkirche: 11. Januar 1658 Trauung von Hagedorn mit Margareta von Anten. (Über Margareta vergl. auch den Bericht von Nanna Lange.)
e) Schleswig, Staatsarchiv: Hatzburgisches Kommissions- oder verneuertes Erdbuch de 1684; Hatzburgisches Amtsregister hero 1689/90; Bericht des Feldmarschalls v. Eberstein und des Amtmanns Krüger vom 17. VI. 1661. (Sämtlich über Hagedorns kleinen Grundbesitz.)
f) Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte III, 479: „Joh. Christoph Hagedorn im Jahre 1679 unter dem Namen Baron Estroo als spanischer Resident im Niedersächsischen Kreise designirt, auf Hamburgs Ansuchen vom Kaiser zurückgewiesen.“

[1]) Für seine Lebensgeschichte vergl. Bobé 162 f., dazu Rachlov und die Tabelle.

[2]) Rachlov, und zwar deutsch.

[3]) Kopenhagen, Reichsarchiv, Patente 25. II. 1673 Nr. 31 und 21. X. 1682 Nr. 439.

[4]) Seine Frau schreibt später dem jüngsten Sohne gar: „Dein Sehl. Vatter hatte 14000 Th. wie er studierte.“ Litzmann 68.

seiner Selbstbiographie auch nur ein Satz wörtlich erhalten ist, so besitzen wir anscheinend doch alles andere in einer dänischen, vielleicht resümierenden Umschrift. Soweit wir diese durch Briefe oder sonst bekannte Tatsachen kontrollieren können, ergibt sich nichts Irriges. Die Umschrift, die sich in Rachlovs Genealogie findet, liegt dem folgenden wörtlich zugrunde:

„Hans Statz von Hagedorn ist geboren den 12. Oktober 1668, verlor seine Mutter, als er 11 Tage, und seinen Vater, als er 9 Jahre alt war. Gleich nach dem Tode seiner Mutter kam er zur Erziehung in das Haus seiner Tante Anna Elisabeth von Hagedorn,[1]) der Gemahlin des Präsidenten in Fredericia Christopher Nielsen, wo er zusammen mit ihren Söhnen erzogen wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde zwischen ihr und dem Präsidenten verabredet, daß ihre Kinder in völlig brüderlicher Gleichheit mit dem kleinen Hans den mütterlichen Namen Hagedorn tragen sollten, gleichwie dieser mit ihnen sowohl das Wappen des Präsidenten als dasjenige der Hagedorns führen sollte, zu welchem Ende das Wappen der Hagedorns, das vordem in einem aus dem Boden gerissenen Hagedornstrauch mit Blättern und Wurzeln im ganzen Felde bestanden hatte, mit des Königs allergnädigster Bewilligung so verändert wurde, daß das Wappen der Länge nach in zwei Felder geteilt wurde: mit einem grünenden und mit den Wurzeln ausgerissenen Hagedornstrauch in dem einen und zwei Balken in dem andern; darüber als Helmschmuck an Stelle der früher hervorsteckenden Schwertklingen vier Paar Pfauenfedern, womit auf die vier Söhne abgezielt wurde, welche sie damals hatten, nämlich: Johann Ernsts Sohn Hans Statius und die drei damals geborenen Söhne der Anna Elisabeth: Christopher, Philipp Johann und Eilert. Durch dieses Wappen unterscheiden sich die dänischen evangelischen Hagedorns von allen andern dieses Namens.[1])

1685 zog Hans Statz von Hagedorn, der die Wissenschaften erwählte, auf die Universität Frankfurt a. d. Oder,[2]) um Strykium und andere über Jurisprudenz zu hören; im Jahre danach disputierte er im Dezember unter Schöpfer publice de tutelis. Dann reiste er nach Leyden in Holland[3]) und im Juni 1687 nach Jena in Thüringen,[4]) wo er sich auf Jus Naturae und Mathesin (Astrologie) legte und bis 1689 blieb, als er, um das bevorstehende kaiserliche Krönungsfest[5]) zu sehen, über Regensburg nach Augsburg zog und von da nach Venedig, wo er sah, wie der neue Doge Marosini gekrönt wurde. Weiter setzte er seine Reise über Bologna, Loretto und Rom nach Neapel fort, von hier zurück nach Rom, wo er einige Monate blieb, und reiste dann über Florenz, Livorno, Genua, Turin und Mailand durch die Schweiz nach Deutschland, wo er die bemerkenswertesten Städte besuchte, und kam

[1]) Älteste Tochter des Verwalters Philipp, lebte 1633—93, siehe Tabelle und Rachlov.

[1]) Johann Ernsts Wappen zeigt einen „grünen Dornbusch zwischen zwei Elephantenrüsseln", Bobé 163; Hans Statius (Briefe an Reventlov im Kopenhagener Reichsarchiv) und seine Frau Anna Maria (Sammlung Lappenberg) siegeln mit einem Petschaft, das im ungeteilten Feld den Dornbusch als vollen Baum aufweist; Friedrichs Wappen ist geteilt: rechts drei Balken, links zwei verschlungene Hagedornsträucher; ebenso das Petschaft seines Bruders; nur Christina Friderica von Tönsberg, die Tochter Senecas und Enkelin der Anna Elisabeth Nielsen, geb. Hagedorn, siegelt mit dem oben erwähnten Wappen: links zwei Balken, rechts der Hagedorn als Baum, vergl. Dresden Amtsgericht H. 548, 241.

[2]) Matrikel der Un. Frankfurt a. d. O. (Publikationen aus den K. Pr. Staatsarchiven Bd. 36) 191[25]: 6. Juli 1685 Johannes Statius Hagedorn Uterso-Holsatus.

[3]) Album studiosorum Acad. Lugd. Bat. 1575—1875 (Haag 1875), Spalte 688: Johannes Statius Hagedoorn, Utersa-Holsatus. 20(jährig), J(urist), 24. Dezember 1686.

[4]) „Hagedorn, Joh. Statius Utersum i. Holstein 1687. n. 3. Febr." Mitteilung der Universitäts-Bibliothek Jena.

[5]) Litzmann 68.

im Januar 1691 nach Crempe in Holstein. Hier mußte er wegen Krankheit einige Zeit still liegen, so daß er nicht vor September desselben Jahres sein Ziel erreichte, nämlich Kopenhagen.[1])

Den 24. September 1692[2]) wurde er Sekretair bei den auswärtigen Angelegenheiten, 1693 nach dem Gottorpschen Hofe gesandt, wo er vier Jahre blieb und inzwischen den 19. April 1696 Kanzleirat wurde;[3]) später wurde er nach Hamburg gesandt, um als Legationssekretär der Pinnebergischen Affaire beizuwohnen.[4]) Den 12. Oktober 1698 wurde er beauftragt, das Protocoll in dem bemerkenswerten Successionstractat zu führen, sowie die Hamburgischen Angelegenheiten zu besorgen. Den 18. August 1700 wurde er beauftragt, dem Travendahlschen Tractat mit den Häusern Lüneburg und Holstein beizuwohnen; und danach wechselte er die Ratifikationen mit beiden aus; 1701 wurde er verwendet, den Mecklenburgischen und den Holsteinischen Nebenvergleich abzuschließen;[5]) auch mußte er assistieren beim Vergleich zwischen dem Herzog von Schwerin und der Herzogin-Wittwe von Güstrow und den Prinzessinnen. Den 13. Juli 1702 wurde er

[1]) Schmid, Biographie der Dichter II, 360 bemerkt: „Das Journal von seiner Reise durch Deutschland und Italien würde die Welt eben so sehr von seinen Einsichten überzeugen, wenn es sich ihr wegen der vielen eingeflochtnen wirthschaftlichen Dinge mittheilen ließ.“ Eine Bemerkung, die Schmid wohl wörtlich von C. L. v. Hagedorn übernahm (vergl. S. 85); dieser besaß das Tagebuch damals gewiß noch, vergl. Dresden Amtsgericht H. 582, 351.

[2]) Demgemäß spricht er 1699 öfter von seinem siebenjährigen Staatsdienst; Briefe an Großkanzler Reventlov im Kopenhagener Reichsarchiv, z. B. 17. II. 1699.

[3]) Hier aus Schleswig datieren 8 Briefe an denselben Reventlov vom 12. XI. 1692 bis 5. II. 1696.

[4]) Der erste Brief aus Hamburg datiert vom 1. I. 1697; an Reventlov. Aus dem folgenden vom 19. III. 1697 scheint hervorzugehen, daß er eine Art Sekretärstelle einnimmt.

[5]) In einem Briefe vom 18. VIII. 1699 schreibt er Reventlov, er habe diesen Traktaten bereits über drei Jahre beigewohnt.

königlicher Resident beim Niedersächsischen Kreise,[1]) 1705 Justizrath mit Vorpatentierung vom 4. August 1702. 1707 war er Bevollmächtigter bei dem Holsteinischen Declarationstractat. Den 8. Mai 1708 wurde er Etatsrat. Den 3. Januar 1711 war er mit auf Seiten des königl. dänischen Hofes, den Hamburgischen Declarationstractat mit Holstein-Gottorp zu unterschreiben, und half bei der Auswechslung der Ratificationen in Kiel. Den 10. September 1712 wurde er Königlich Dänischer Regierungsrat in den Großherzogtümern Bremen und Verden. Im selben Jahre wurde er verwendet beim Abschluß des Satisfactionstractats mit Hamburg, der den 18. November 1712 in Altona unterschrieben wurde. Den 15. März 1718 wurde er Conferenzrat.“

Soweit die dänische Umschrift. Was sie weiteres bietet, ist von keinem Belang, außerdem auch nicht fehlerfrei, da es sich ja nicht mehr auf das von Hans Statius 1719 niedergeschriebene Original gründen konnte.

Hans Statius hat noch bis 1722 gelebt. In diesem Jahre war er das Haupt der Inquisitoren, die in Rendsburg den Mord an dem Grafen Rantzau aufklären sollten.[2]) Mitten in dieser Tätigkeit ist er am 17. Dezember 1722 an einer ihm zugestoßenen Ohnmacht sanft und selig entschlafen und am 22. in

[1]) Um diesen Posten hatte er sich bereits am 18. VIII. 1699 brieflich bei Reventlov beworben, und zwar so de- und wehmütig als denkbar. Er habe bisher nur 300 Taler gehabt, dreimal so viel verbraucht, infolgedessen starke Schulden machen müssen. Mit der Residentenstelle wolle er sich wieder aufhelfen, da sie ja mit 1500 Talern dotiert sei. Sein eigenes Vermögen habe er beigesetzt. Außerdem, sagt er, sehe ganz Hamburg in ihm den Nachfolger des kranken Residenten von Linker. Vergl. auch den Brief vom 24. XI. 1699; dazu Zeitschrift für Hamb. Geschichte III, 428. — Aktenstücke der politischen Tätigkeit des Hans Statius in Hamburg findet man bei Stelzner, Versuch einer zuverlässigen Nachricht von dem kirchlichen und politischen Zustande der Stadt Hamburg (1731—39) Bd. V.

[2]) Zeitschrift für schleswig-holsteinsche Geschichte XVIII, 252.

sein Erbbegräbnis zu Barmstedt zur Erde bestattet worden, wie die Hamburger Relations-Post meldet.[1]) Sein Tod traf Frau und Kinder um so schwerer, als er ihnen „nichts als das traurige Andenken an ehemalige Reichthümer und die Bildung hinterlassen konnte, die er ihnen durch Erziehung und Umgang mit der großen Welt gegeben hatte“. Unwetter in Dithmarschen und eine Bürgschaft über 6000 Taler sollen ihn schwer geschädigt haben.[2])

Vom inneren Leben und den Charaktereigenschaften des Hans Statius wissen wir ungleich weniger. Daß er ein geschickter Diplomat war und sich im Dienste seines Herrn gleichsam „zu vervielfältigen wußte“,[3]) wird angesichts seiner Karriere keinem Zweifel begegnen. Wichtiger aber und interessanter sind uns im Hinblick auf Friedrich die literarischen Neigungen des Vaters. In Schmids Biographie des Dichters (1770), die vor ihrem Abdruck von Hagedorns damals noch lebendem Bruder in Dresden durchgesehen wurde und von ihm verschiedene Berichtigungen und Zusätze erhielt, heißt es, „Hans Statius war in seiner Jugend selber den Musen nicht abgeneigt gewesen, und eines von seinen Sinngedichten bey Zurücklegung des 20. Jahres soll sich unter den Wernikischen erhalten haben.[4]) Er war auf Kanitzens Bekanntschaft stolz, und weil dieser Knittelverse gemacht, hielt er sich auch zuweilen dergleichen zu gute. Er bewies sich auch, besonders ehe er verheirathet war, gegen Dichter überaus gastfrey. Einige Nachricht hiervon findet man in des Menantes [Hunold] Leben, das von dessen bestem Freunde, dem altorfischen Buchhändler Benjamin Wedeln, geschrieben worden. Hunold und Wernike genossen seine Gesellschaft immer, und oft war Barthold Feind der dritte Mann.[1]) Er zog Amthorn in dänische Dienste, und um Richey machte er sich auf ähnliche Art verdient, indem er ihn in Stade, wo er Rector war und nicht unter dänischer Herrschaft bleiben mochte, zwar sorgfältigst, jedoch vergeblich beyzubehalten gesucht hatte. Kurz er wäre wie Bernstorf unsterblich, wenn es damals schon Klopstocke gegeben hätte.“ Diese Angaben, die Schmid wohl dem Bruder des Dichters in Dresden verdankte, sind nicht frei von Irrtümern, sie bezeugen aber reichlich, daß Hans Statius der Dichtkunst seiner Zeit ein aufmerksames Ohr geliehen habe, und bezeichnend genug ist die Tatsache, daß er die Verse seiner 12- und 8jährigen Kinder frischweg zum Druck beförderte[2]) — bezeichnend wohl auch für die Sinnesart des Vaters, der kein Mann von Bedenklichkeiten gewesen zu sein scheint. Und das möchten wir auch aus seinem Umgang schließen: Wernike, Hunold, Feind, Richey, in denen sich das literarische Hamburg um 1700 zum guten Teil

[1]) Hamburg. Relations-Post 22. XII. 1722. „Elmshorn und Barmstedt bildeten mit 23 kleineren Dörfern die freie Reichsgrafschaft Rantzau.“ Zeitschrift für schlesw.-holst. Geschichte XVIII, 202.

[2]) Schmid, Biographie II, 362.

[3]) ib. II, 359.

[4]) Schmid II, 360. Die Richtigkeit dieser Angabe bezweifelt schon Eschenburg IV, 6 Anm. 2 mit Grund. In Betracht käme aus den „Überschriften“ wohl nur 1701, 65 (= 1763, 78).

[1]) Was sich in „Geheime Nachrichten ... von Menantes ... Schriften“ (1731) 57 und 133 findet, beweist nichts für die angebliche Gastfreiheit. Zweifellos haben auch Wernike und Hunold, die in bekannter Feindschaft lebten, sie nicht gemeinsam genossen. Die Tatsache selber jedoch bezeugt Friedrich: Wernike habe „genauen Umgang“ mit seinem Vater gehabt; Hunold und Feind seien seine „Parasiten gewesen; doch weiß ich nicht, ob als Poeten“; vergl. Briefe an Bodmer 18. I. 1745 und 19. V. 1753, Universitätsbibliothek Zürich. — Übrigens war Hans Statius bis 1702 selber noch ein armer Schlucker.

[2]) „Poetische Unterredung zwischen dem Marti ... und der Irene, ... abgefasset von Friedrich von Hagedorn. Im 12. Jahre seines Alters. ... Als Anhang: Frohlockende Zeilen ... wegen des Friedens ... von dem 8jährigen Christ. Ludwig von Hagedorn abgefasset. Altona, gedruckt bei Jobst Heinr. Baak. 1720. 4°.“ Hamb. Schriftsteller-Lexikon III, 57. — Vergl. S. 26f.

verkörpert, waren Männer, die im Leben herumgekommen waren, es gerne satirisch betrachteten und — mit Ausnahme von Richey — einer freien ungebundenen Lebensführung huldigten, ja, Hunold trieb es so toll, daß er 1706 heimlich die Stadt verlassen mußte: sein „Satirischer Roman" (1705), der Hamburgs Chronique scandaleuse ans helle Licht zog, war die Ursache, aber bei weitem nicht die einzige. Hatte Hans Statius früher an dem losen Gesellen Gefallen gefunden, so wird er auch jetzt nicht zu den Mißvergnügten gezählt haben. — Übrigens hatte er auch keinen Grund zur Prüderie, denn er war selber ein ganz gefährlicher Galan gewesen: im Kopenhagener Reichsarchiv wird noch heute die Beschwerdeschrift einer Mari Elisabet Büttners (aus Hamburg?) bewahrt, die Hans Statius zu Fall gebracht hatte und entgegen seinen Versprechungen nicht heiraten wollte;[1]) und aus seinem Briefwechsel mit dem Großkanzler Reventlov, der an dem gleichen Orte liegt, ergibt sich sogar, daß auch die Tochter des Landvogts Hey in Bretsted ihr Verlöbnis mit ihm einklagen mußte. Geheiratet hat er keine von beiden, hätte es auch bei seiner völligen Mittellosigkeit gar nicht können, denn er verdiente nicht mehr als 300 Taler; erst als Hamburgischer Resident kam er in bessere Umstände.

Sicher aber hat sich der gesellige Verkehr des Hans Statius mit den hamburgischen Poeten nicht in Scherzen erschöpft; denn sie alle waren Männer von beträchtlichen Kenntnissen, wie sich das übrigens für einen Dichter jener Zeit von selbst versteht. Hans Statius im besonderen war ein Mann, der Welt und Menschen gesehen hatte: in der Jugend die Universitäten, seine große Italienreise und später der diplomatische Dienst zwischen Kopenhagen und Hamburg. Dazu kam früh eine gewisse literarische Tätigkeit: zuerst sein italienisches Tagebuch, später

[1]) Vergl. S. 10 Anmerkung 1.

genealogische Bemühungen um den eigenen Stammbaum, endlich 1719 seine Vita. Von diesen persönlichen Aufzeichnungen ist uns leider nichts erhalten. — Außerdem verfügte Hans Statius über eine gute, hauptsächlich französische Bibliothek,[1]) die später den Söhnen zu statten kam; einer von ihnen versichert uns überdies einmal, daß der Vater ein Mann von großem Bildungstrieb gewesen sei.[2])

Das ist alles, was wir über den Charakter des Hans Statius sagen können. Ich glaube aber, es reicht hin, um in ihm ein ähnliches Naturell zu vermuten, wie in seinem Großvater Philipp oder in seinem Sohne Friedrich. Alle drei sind Männer von frischem Schlage, alle drei stehen mit lebensmunteren Poeten im Bunde, alle drei waren herzlich schlechte Haushalter, alle drei haben ihren gelehrten Zug.

Ungleich reicher ist unsere Kenntnis vom inneren Leben der Anna Maria von Hagedorn, der Gattin des Hans Statius und Mutter des Dichters. Anna Maria hieß mit ihrem Mädchennamen Schumacher,[3]) war 1676 in Hamburg geboren[4]) und hatte am 1. Mai 1693 den Kämmereibürger Nicolaus von Beseler geheiratet, der 13 Jahre älter war als sie selber. Beseler starb am 22. Februar 1706; die neunjährige Ehe war kinderlos geblieben. Anderthalb Jahre später — am 25. Juli 1707 — reichte Anna Maria dem Residenten Hans Statius von Hagedorn die Hand, dem sie (in Maylaans Haus am Gosemarkt[5]) 4 Kinder gebar: Friedrich 1708, Anna Sophia Maria 1709, Christian Felix 1712 (?) und Christian Ludwig

[1]) Schmid II, 361.

[2]) Brief Christian Ludwigs an Friedrich vom 24. VII. 1741, Wolfenbüttel Bibliothek.

[3]) Ihren Stammbaum siehe im Anhang.

[4]) „wo ich geboren, von jeher auch commode und mit distinction gelebt habe" Litzmann 99.

[5]) Hochzeitsgedicht von K. P. G. J. R. in Behrmanns Sammlung auf der Stadtbibliothek in Hamburg.

1713. Die Tochter starb noch im selben Jahre, Christian Felix 1716.[1])

Von den beiden überlebenden Söhnen hat Christian Ludwig zweifellos dem Herzen der Mutter nähergestanden. Wesentliche Züge ihres eigenen Charakters fand sie in ihm wieder, und an ihn, den 20jährigen Studenten in Altorf, sind denn auch jene rührend schönen Briefe gerichtet, die uns einen tiefen, unendlich wohltuenden Einblick in ihre Seele eröffnen. Der Charakter der Anna Maria ist bereits 1885 von Litzmann, der diese Briefe der Jahre 1731/32 herausgab, anziehend geschildert worden; wir wollen uns aber nicht auf diesen Verweis beschränken, denn mehr als alle andern Hagedornschen Vorfahren verdient diese Mutter, daß ihr Bild lebendig bleibe — mag auch von ihrem Wesen wenig auf den ältesten Sohn übergegangen sein: Briefe dieser Art sind in unserer Literatur vom Anfang des 18. Jahrhunderts überhaupt eine Seltenheit.

Die Briefe der Anna Maria umspannen das geistige und leibliche Wohl ihres Lieblings, und alle die kleinen Alltäglichkeiten, wie Kleidung, Essen und Trinken, Bier und nichtswürdiger teurer Toback,[2]) ziehen an uns vorüber, daneben aber auch alle die herzlichen Ermahnungen und klugen Ratschläge, die aus dem innig besorgten Mutterherzen fließen — dies alles in so einfacher, klarer Sprache und mit weiblicher Beredsamkeit und Eindringlichkeit, daß Mutter und Sohn lebendig vor uns stehen.

Der Inhalt dieser Briefe ist wesentlich durch die Tatsache beeinflußt, daß sich in Friedrich schon damals jenes allzu joviale Temperament offenbarte, daß ihn zu Schulden, Wein und auch wohl ein wenig Müßiggang verführte. Der Mutter Denken und Trachten ist nun ständig darauf gerichtet, wie sie ihren lieben Louis, ihr klein Jüngschen, auf einen guten Weg bringe. Je winziger die Geldmittel sind, die sie ihm gewähren kann, desto mehr sorgt sie sich, er könne schuldig bleiben, und sucht ihn von allem irgend vermeidlichen Aufwand zurückzuhalten — mit Gründen, die das Herz dieses strebsamen Jünglings nicht verfehlten: „Eine Person von deinen umbständen mus sich durch seine conduite und Fleiß, nicht aber durch schmaußen distingiren . . . eine eingebildete ehre wird mit einen kreuzer zu teuer bezalt.“ [1]) oder: „Es scheinet aber allen klugen resonablen leuten mehr in die augen, wen einer sich durch Fleis und Studiren als durch weitlaufige splendite lebensart bekannt zu machen trachtet, ordinair geschicht das letztere, wo das erste fehlt.“ [2]) Und als es sich darum handelt, daß Christian Ludwig die Universität wechseln möchte, da schreibt sie ihm ernst: „Jedoch weis wol daß die reellen Studia in Straßburg nicht mit solchem eyffer als die galante lebensart getrieben wird; die ersteren ernehren einen ehrlichen Mann, das andere lernet man aller orten.“ [3]) Christian Ludwig hielt ihr darauf die berühmten Namen der Straßburger Ordinarien entgegen, sie aber antwortet ihm schlagfertig: „was an sehr berühmten Professoris abgehet, ersetzen die Doctoris oder Professores extraordinair“, und diese findet man auf allen Universitäten.[4])

Mit solchen Ermahnungen aber lag Anna Maria nichts ferner, als die Lebensfreude ihres Lieblings zu dämpfen; im Gegenteil „sorge gar nicht, denn daß gehört nicht beym Studieren.“ [5]) Auch für seinen „gesunden Bücherappetit“,[6]) der sich schon damals in

[1]) Geburtsdaten der Kinder nach Rachlov und der Tabelle; die Tochter nur bei Rachlov; bei beiden die Geburtsdaten der beiden jüngsten Söhne anscheinend vertauscht.

[2]) Litzmann 13.

[1]) Litzmann 87.

[2]) Litzmann 97.

[3]) Litzmann 94.

[4]) Litzmann 85.

[5]) Litzmann 54.

[6]) Litzmann 55.

fortwährendem Kaufen äußerte, hat sie volles Verständnis. Am meisten aber verstanden Mutter und Sohn sich in dem point d'honneur, im Standesbewußtsein, das in beiden in gleicher Schärfe ausgeprägt war. Mochte sie dem Sohne auch noch so viel schreiben, er müsse sich menagiren, so war ihr doch im Grunde nichts sympathischer, als daß er um jeden Preis „das exterieur salvieren"[1]) wollte; sie schalt ihn, daß er sich's am Munde absparte („hungern mustu absolut nicht, wie wilstu sonst groß werden",[2]) schreibt sie ihm, als ob er noch der kleine Junge wäre), und fühlte doch im Herzen mit Frohlocken, daß wenigstens dies Kind von ihrem „sentiment seyn würde."[3])

Anna Maria hatte einen tiefen Wandel ihrer Vermögensverhältnisse erleben müssen. Nach dem Tode des Hans Statius mußte sie das Haus am Gänsemarkt verlassen, und sie, die „von jeher commode und mit distinction gelebt"[4]) hatte, mußte sich mit einem Gartenhäuschen in St. Jürgen vor der Stadt begnügen, ja „sogar allen Leuten zum Schimpf zu Fuße gehen".[5]) Und selbst diese Beschränkung drohte noch immer, ihre Kräfte zu übersteigen; besonders der Garten ward ihr zu teuer.[6]) Aber sie ließ ihn doch nicht, so wenig wie sie die vornehmen Bekanntschaften ihrer guten Zeit vergaß; oft genug spricht sie es aus, daß sie „ehrenhalber"[7]) an allerlei Aufwand gebunden sei. Und da ist es dann so rührend zu beobachten, wie sie an der eigenen Person wiedereinzusparen sucht, was die mancherlei Wünsche ihres fernen Jungen erfordern. „Kanstu mir nur anzeigen, wo ich etwas für mich erspahren oder mir mehr einschrencken könne, als ich albereit gethan, ich wil es von grundt des hertzens mit Freuden thun . . . ich wil so subtil zulangen, damit du das meiste behalten mögest."[1]) Welchen Stolz sich dies Gemüt aber in aller Bedrängnis bewahrt hat, das kommt einmal sehr deutlich zum Ausdruck, als Friedrich gegen das innere Gefühl von Mutter und Bruder eine Hofmeisterstelle bei dem Sohn des Gesandten von Wich angenommen hatte.[2]) Da schreibt sie an Ludwig: „Wie schwer ist mir die Überwindung ankommen; wehr es möglich gewesen und ich freiheit im gemüthe gehabt, ich wehre davon gezogen umb kein gegenwärtigen Zeugin abgeben zu dürffen, allein ich mus mit geduldt unter Gottes beystandt mich ergeben und auf bessere Zeiten hoffen."[3])

Dies Gottvertrauen ist es denn auch gewesen, das Anna Maria die innere Kraft und Freudigkeit erhalten hat. Sie spricht ihr Bekenntnis einmal so schön aus, daß wir es nur mit ihren eigenen Worten hierhersetzen mögen: „Wie wil es aber mit erlernung der Phfilosoffi ablauffen? ich wünschete dir wol eine recht gründliche, welche Gottes Wordt zum grunde hat, sie heise den wie sie wolle. ich verstehe nichts davon, daß aber weiß ich, daß man sich viele sachen und bilder vorstellen kan, die speculatif und hoch sint, sollen sie aber (sonderlich die von Gott und dem Göttlichen Weßen betreffende Puncten) in der Krafft empfunden und im Hertzen erfahren oder gefühlet werden, so sindt viele ungegründte Chimeren darunter, da zuweillen die Vernunfft einem selbst überrädt, sie seyen also, aus der ursache, weil sie nicht fähig ist oder zulänglich, das gegenteil und wahrhaffte zu begreiffen. meine meinung ist, daß der liebe Gott die reineste am besten lehren

[1]) Litzmann 85.
[2]) Litzmann 23.
[3]) Litzmann 54.
[4]) Litzmann 99.
[5]) Litzmann 94.
[6]) „Der Garte verursacht mir viele Gelegenheit zu kleinen depansen, die ich ehrenhalber so wenig evitiren kan, als wenn du visiten bekommest, den da mus aufgetragen werden, waß man sich entbricht." Litzmann 92.
[7]) Litzmann 68, 92.

[1]) Litzmann 44.
[2]) Vergl. S. 25.
[3]) Litzmann 94.

kan."[1]) Dies Vertrauen zu Gott ist der Grundton aller ihrer Briefe, der sich stets so warm und unaufdringlich ausspricht, daß er den empfänglichen Sinn des Jünglings nicht verfehlt hat; hier gleichen sich einmal beide Söhne, denn auch Friedrich hat noch in späten Jahren jeglichen Spott auf die Religion energisch zurückgewiesen: Freiheiten auf diesem Gebiete schienen ihm mehr den Mangel an Erziehung als den Reichtum der Einbildungskraft anzuzeigen.[2])

Hier dürfen wir auch das schöne Lob der Einsamkeit wiederholen, das in ihren Briefen mehrfach wiederkehrt. Sie schreibt einmal: „übrigens liebster Ludewig recommandiere ich dir die einsahmkeit, als welche so viel kluge Gottesgelehrte Männer so nützlich geachtet,

[1]) Litzmann 54.

[2]) Brief an Gleim 1747, Eschenburg V, 150 f.

zu deinen Besten zu gebrauchen, dich zu erholen, deine gedancken zu samlen und das gemüthe zu beruhigen, damit der liebe Gott ein bequemes (d. h. bereites) lediges, oder ruhiges Hertze finde, in welches Er wircken und gute gedancken einflösen könne, und wie würde dir sodan die Zeit kurtz und die einsahmkeit angenehm vorkommen, auch im geistlichen zunehmen, denn die Sonne in keinen trüben Wasser kan gesehen werden . . ."[1])

Am 10. Oktober 1732 ist Anna Maria unvermutet gestorben.[2]) — Ihr Verhältnis zu Friedrich, das an Innigkeit viel verloren hatte, wollen wir im Zusammenhang seiner Lebensgeschichte ins Auge fassen.

[1]) Litzmann 77.

[2]) Ein Trauergedicht von Christian Ludwig in Sammlung Lappenberg. Eine Strophe desselben bei Litzmann 11.

III. FRIEDRICH VON HAGEDORN.

1. Jugendjahre.[1])

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 in Hamburg geboren. Über seine Kindheit hat sich keine Nachricht erhalten, doch dürfen wir nach dem, was uns über den Charakter und die Lebensart seiner Eltern bekannt geworden ist, unbedenklich voraussetzen, daß diese Jahre ihm heiter und freundlich dahingeflossen sind: Er selber ein aufgeweckter, fröhlicher Junge, der Vater von ähnlichem Temperament und damals so recht auf der Höhe seines äußeren Glücks, und die Mutter voll von jenem gütigen, verständigen Wesen, das sich uns in ihren Briefen an den jüngeren Sohn Christian Ludwig offenbarte; man muß diese Briefe selber lesen, um zu empfinden, wie innig die Gedanken der Mutter das geistige und leibliche Wohl der Kinder umfangen und immer umfangen haben.

Aber die sorgenlosen Jahre waren mit dem Tode des Vaters (Dezember 1722) plötzlich zu Ende. Der Hauslehrer Günther[1]) mußte entlassen werden, und Friedrich bezog am 6. April 1723 das Akademische Gymnasium,[2]) an dem damals berühmte Männer wie Fabricius, Wolf und Richey wirkten. Er gehörte

[1]) Die Quellen für seine Lebensgeschichte siehe Anhang 84 ff.

[1]) Heinrich Anton Günther aus Oldenburg, gest. 1731; vergl. über ihn Schmid 362 und das wesentlich anders lautende Urteil der Mutter bei Litzmann 58 f.

[2]) Matrikel desselben, hrg. von C. H. W. Sillem, S. 97 Nr. 2132.

ihm drei Jahre an, dann zog er auf die Universität, und zwar nach Jena, wo schon der Vater studiert hatte: am 20. April 1726 wurde er immatrikuliert.[1])

Nun begann ein Leben in Saus und Braus. Nur anderthalb Jahre hat Friedrich der Universität angehören dürfen, aber er hat sie dauernd im Gedächtnis behalten, und als später die „runtzlichten Zeiten“ [2]) kamen, da lebte die Erinnerung an den „edlen und mehr als fürstlichen Studenten-Stand“ nur desto stärker in ihm auf.

Der Rechtswissenschaft hat Friedrich keinen Geschmack abgewinnen können, desto lebhafter packte ihn die Wolffsche Philosophie. In einem Briefe an Weichmann, den Herausgeber der Poesie der Niedersachsen, ergreift er mit frischer Offenheit die Partei des damals noch hart kämpfenden Philosophen. Dieser Brief, dem schon ein allgemeines Interesse anhaftet, kennzeichnet zugleich so vortrefflich den hellen Kopf und die präzise, gedankenreiche Sprache des 19jährigen Jünglings, daß wir ihn hier zum Abdruck bringen:

Jena, den 23. Sept. 1727.

— „Die Wolfische Philosophie ist der vornehmste Glanz, der den sonst einigermaßen dunkeln Zustand der Jenischen Akademie lichte macht. Die meisten Studirenden, denen die res angusta domi nicht das Speichellecken anbefiehlt, sind von der demonstrativen Gewißheit des Wolfischen Systems äusserst eingenommen. Und ob zwar Dr. Buddeus bei den Höfen alles anwendet, diese Sekte zu stürzen, sich auch alle mühsam ersonnene Wege zu gehen so wenig, als sein Schwiegersohn, der Dr. Walch, verdrießen läßt, und mein tiefsinniger Herr Wirth, der Prof. Syrbius, gratis und publice gegen die Wolfische Metaphysik, wiewohl oft in solitudine erudita und mit sehr lockrer Frequenz zu lesen fortfährt; so kann doch alle Mühe den Beifall der Wolfianer nicht schwächen, und alles Beten und Kopfhängen hilft nichts.[1]) — Die Wolfische Philosophie gleicht der Kriegsfahne, worüber der Italiäner Bartoli die Worte setzte: Quanto più lacera, tanto più bella. —
Es studirt hier ein sehr spekulativer Grieche, Parascevas,[2]) der ehedesten, indem er die Wolfische Lehre von Gott auf unumstößliche Gründe setzt, die sehr baufällige Struktur der Langischen Theodicee lächerlich machen will, welches in diesen Streitigkeiten eine der wichtigsten Schriften sein wird. —

Der Mensch ist eines der unauflöslichsten Geheimnisse. Wir gleichen sehr oft den alten Leuten, die aus blossem Eigensinn, und der neuen Welt zum Trotz, in derselben Tracht einherziehen, die in ihrer Jugend gebräuchlich war. Die Neuigkeiten sind uns verhaßt; unsere Fehler sind uns Tugenden: abundamus dulcibus vitiis. Neue Erfindungen in den Wissenschaften sind der menschlichen Trägheit und Einbildung entgegen. Jener, weil man sich mit dem gesammelten Weisheitsschatze begnügt, und nicht weiter grübeln mag; dieser, weil das Vorurtheil des Ansehens uns zu sehr schmeichelt, und die Lehren unserer Altväter gleich-

[1]) Matrikel der Universität Jena: 20. April 1726. (Nach Litzmann 4 Anm. 1.)

[2]) Brief an Giseke vom 25. VII. 1748, Sammlung Lappenberg.

[1]) Buddeus, Walch und Syrbius waren Jenenser Theologieprofessoren. Der letzte hatte 1725 das feindliche Gutachten über die Wolffsche Philosophie aufgesetzt, vergl. Borkowsky, Das alte Jena und seine Universität (1908) 82. — Bei Syrbius wohnte Friedrich im Hause, vergl. Eschenburg V, 5. Im Hinblick hierauf schrieb die Mutter später an Christian Ludwig: „daher du Hertzens Ludewig ja auf die gedancken nicht kommen must, an eines Professores Tisch zu speißen . . . ; waß Gelegenheit die Tischgesellschaft zu depensiren und die Zeit zu verdendeln giebt, habe ich bei Friedrich erfahren.“ Litzmann 19.

[2]) Unter dem Namen Damian Sinopeus gab er verschiedene Verteidigungsschriften für die Wolfische Philosophie heraus. S. Ludovici, Geschichte derselben, Th. 3. S. 83. Anmerkung Eschenburgs.

sam das Recht der Verjährung gegen allen Widerspruch erhalten zu haben scheinen. Um nun den neuen Meinungen recht weh zu thun, giebt uns unser Verderbniß die Bosheit zur Waffe; und ist Verstand und Wille verderbt, so geben solche Klopffechter mit ihren Luftstreichen ihren Feinden zum Spotten, Klügern aber zum Hohngelächter Anlaß. Und so geht es auch bei der Verfolgung der Wolfischen Philosophie. Die Wahrheit will durch gewisse Erweise, nicht aber mit Schmähen vertheidigt, und lachend, nicht aber scheltend und lärmend, ridendo, non rudendo, gesagt werden. Denn

Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget."[1]) —

Der Jüngling, der sich hier so gescheit und welterfahren gebärdet, kannte aber auch Stimmungen, die aller Weltweisheit bar waren — in denen er sich rückhaltlos dem poculo hilaritatis anvertraute und jene später an ihm bewunderte Fähigkeit ausbildete, andere beim Trunk zu überleben.[2]) Das sind die Stunden, aus denen seine ansehnlichen Schulden datieren. Lessing ließ sich später in Hamburg erzählen, er habe ihretwegen ein halb Jahr auf dem Karzer gesessen — „Eine Zeit, die er sehr gut zubrachte"[3]) —, das ist wohl freie Erfindung, immerhin aber sind die Schulden wahrscheinlich die Ursache gewesen, die dem lieben lustigen Studentenleben nach anderthalb Jahren mit einem Schlage ein Ende setzten. Friedrich schreibt zwar am 13. Dezember 1727, „gewisse Koppenhagener Umstände"[4]) hätten seiner Rückkehr erfordert, wie er überhaupt sich gerne den Anschein gab, er sei ein braver Studiosus gewesen und habe die

[1]) In dieser abgekürzten Form bei Eschenburg V, 12 f; das Original des Briefes damals im Besitz des Braunschweigschen Kammerdirektors Hugo, eines Neffen Weichmanns, vergl. Eschenburg V, 3.

[2]) Äußerung des Lübeckers von Wiebekind, mitgeteilt in einem Briefe Christian Ludwigs an seinen Bruder vom 20. VIII. 1744, Wolfenbüttel 632, 15.

[3]) Kollektaneen 325.

[4]) Eschenburg V, 13—15.

erübrigten „Neben-Stunden und die Zeit, in welcher sich andere an ihren Matadoren und vollen Stutzern vergnügen, auf die Poesie verwandt."[1]) Aber leider hat sich ein Briefwechsel zwischen einem Jenenser Professor und einem Hamburger Pastor erhalten, der eine ungeahnte Perspektive eröffnet. Der Jenaer war der Professor der Theologie Buddeus, dem wir eben in dem Briefe Friedrichs über Wolff begegneten, der Hamburger der Senior Winckler an der St. Nikolaikirche, ein Freund und Berater der Mutter Hagedorn.[2])

Winckler hatte seinerzeit dem jungen Studenten einen Empfehlungsbrief an Buddeus mitgegeben, den Friedrich auch abgab. Der erste Eindruck war auf seiten des Professors der denkbar beste, wie er in seinem ersten Briefe an Pastor Winckler bezeugt; Friedrich dagegen scheint wenig Gefallen an ihm gefunden zu haben, wenigstens ging er freiwillig nicht wieder hin. Vielleicht daß ihm Buddeus als Feind von Wolff schon nicht angenehm war. Der zweite Brief des Professors aber lautet wesentlich anders:[3])

Hochehrwürdiger, Hochachtbarer
und Hochgelahrter Insonders Hochzuehrender
Herr Pastor.

Hochgeschätzter Gönner.

Ew. Hochehrwürden werthestes Schreiben ist mir sehr angenehm gewesen, weil ich dero beständige hohe Gewogenheit gegen mich mit Vergnügen daraus ersehen. Was den Herrn von Hagedorn anlanget, so ist derselbe, nachdem er mir Ew. Hochehrwürden erstes Schreiben übergeben, nicht wieder zu mir gekommen und hat mir also die Gelegenheit, ihm zu

[1]) Versuch einiger Gedichte von F. v. H. 1729 Vorrede III.

[2]) Litzmann 47.

[3]) Epistolae autographae ad Jo. Frid. Wincklerum S. 29 ff., Hamburg. Stadtbibliothek.

dienen und mich seines Zustandes zu erkundigen, selbst benommen. Daß er sich nunmehr in der größten Unordnung und Corruption befindet ist leider mehr als zu gewiss. Unterdessen habe ich denselben zu mir kommen lassen, und mit ihm geredet, ihm auch einige Vorstellung gethan und dabei Alles was Ewer Hochehrwürden in dero werthesten Schreiben verlanget, bestermaßen beobachtet. Da er zwar unterschiedenes zu seiner Entschuldigung verwenden wollen, wie es ihm denn an Worten nicht fehlet, allein er mußte doch selbst gestehen, dass er in weitläuftigen compagnien stecke und Schulden gemacht habe. Ich fragte ihn, wie viel er schuldig wäre, da er mir zur Antwort gab, es wäre über 150 Taler. Ich habe aber von anderen gehöret, das er weit ein mehreres solle schuldig sein.[1]) Wenn ich nun in dieser Sache etwas rathen sollte, so würde wohl das beste Mittel seyn, denselben ohne einzigen Verzug von hier weg zu nehmen und ihn eine Zeitlang zu einem Mann zu thun, unter dessen inspection er in der Einsamkeit leben müßte, bis er wieder auf bessre Gedanken komme. So lang er hier bleibet ist keine Hoffnung, das er aus seinem Elend könne herausgerissen werden. Es scheinet auch der gute Mensch unter solche Lehrmeister oder Anführer gerathen zu seyn, welche ihm nicht die besten principia beygebracht, welches heutiges Tages leider mehr als zu gemein ist. Ich wündsche von Herzen, daß der gnädige Gott Ew. Hochehrwürden gnädiglich erhalten, und mit guter Gesundheit erfreuen wolle. Sollte es Gelegenheit geben, so bitte bey dem Herrn Dr. Fabricio wie auch bey dem Herrn Past. Wolfio meine gehorsamste Empfehlung zu machen. Im Uebrigen will mir dero hohe Gewogenheit ferner ausgebeten haben, als der ich versichern kann das mir nichts angenehmeres wiederfahren könne wie denn hiermit verbleibe

Ew. Hochehrwürden
Meines hochgeschätzten Gönners
ergebenster
Jo. Franc. Buddeus.

Jena den 25. Aug.
1727.

Dieser Brief ist vom 25. August 1727 datiert. Am 23. September war Friedrich noch in Jena.[1]) Kurz vor Semesterschluß scheint die Mutter dann den Rat des Professors befolgt zu haben, indem sie Friedrich zurückberief: ein Brief vom 13. Dezember 1727 ist bereits aus Hamburg datiert.[2])

So fröhlich die Vergangenheit, so ernst lag jetzt die Zukunft vor ihm. Die Mittel der Mutter waren denkbar beschränkt, ihr Wille, ihn zu unterstützen, nach den letzten Erfahrungen zweifellos auch nicht allzu freudig. Friedrich mußte nehmen, was sich ihm bot, und derartige Gelegenheitsarbeiten, wie die „Schriften in einer ziemlich verwirrten Erbschaftssache“, von denen er am 23. Februar 1729 einem Freunde schreibt, werden sein einziger Verdienst gewesen sein. Aus demselben Briefe aber geht hervor, daß seine Hoffnung damals noch unerschütterlich nach Kopenhagen blickte,[3]) wie er das auch in

[1]) Friedrich rät dem Bruder am 5. Sept. 1732 ab, wegen seiner dort hinterlassenen Schulden nach Jena zu gehen; er riskiere die Beschlagnahme seines Wechsels. Sammlung Lappenberg, vergl. Litzmann 98.

[1]) Dies Datum trägt der Brief über Wolff, vergl. S. 21.

[2]) Eschenburg V, 13.

[3]) Brief Friedrichs an einen Unbekannten („mon tres cher cousin“, gebürtig aus Holland). Er schreibt, es sei nicht seine Absicht, bei Seiner Exzellenz dem Herrn von W. in Dienst zu kommen, da dieser die Königlichen Dienste zu verlassen gesonnen und mit dem von ihm so hoch geschätzten Herrn Großkanzler in keinem besondern Verständnis zu stehen scheine. „Zudem ist mir noch Hoffnung genug übrig, unter göttlicher Hertzens-Lenkung und hoher Gönner Vorsprache vor den künftigen Sommer mein Brod und eine Stelle auszuwircken, wodurch ich zu ferneren Geschäften brauchbar gemacht werde; insonderheit da anwesend dasjenige zu versuchen gedenke, was ich abwesend durch Schreiben umsonst erbeten.“ Kopenhagen, Kgl. Bibliothek, Böllings Sammlung.

seiner Satire „Der Schwätzer", gedruckt 1729, zum Ausdruck brachte:

„Das weite Norden zeigt durch vieler Beyspiel an,
Wie immer Witz und Kunst dort Zuflucht finden kan:
Es darf kein Musen-Sohn am Belte brodlos sterben:
Verdienste werden stets des Königs Huld erwerben.
Es zeigt sein weises Volk noch manchen Bartholin,
Noch manches Amthors Geist, dem dieser Glücks-Stern schien:
Und ich ereile noch mit freudigem Gemüthe,
Aus angebohrner Treu die königliche Güte." [1])

Diese Hoffnung aber, die auch Anna Maria lebhaft teilte, erwies sich als trügerisch, und mit bitteren Worten suchte Friedrich später dem jüngeren Bruder die gleiche Enttäuschung zu ersparen: die 30jährigen Dienste des Vaters würden dem jüngeren Sohne so wenig nützen wie dem älteren.[2])

Und doch sollte die ersehnte Hilfe von dänischer Seite kommen, nicht amtlich, aber privat; denn noch im selben Jahre (1729) engagierte der dänische Gesandte in London Freiherr von Söhlenthal Friedrich als seinen Privatsekretär; zu einem Amte also, mit dem der 21jährige junge Mann wohl zufrieden sein durfte und das ihn — wie später seinen Bruder in Dresden — leicht in den Staatsdienst hätte überleiten können. Ein Gehalt war mit dieser Stellung nicht verknüpft, doch wohnte und aß Friedrich bei dem Gesandten.[3])

Friedrich ist etwa zwei Jahre in London gewesen und hat sich ihrer dauernd als des Höhepunktes in seinem Leben erinnert, als „der einzigen Jahre, die (er) wieder zu erleben wünschte." [4]) Die Ursache hat er selbst oft ausgesprochen: es war die Harmonie seines und des englischen Wesens (es wird davon noch die Rede sein), die rasch zu einer festen und dauerhaften Sympathie auf beiden Seiten führte; ihr letzter, für Hagedorn so wichtiger Ausdruck sollte später seine Sekretärstelle beim Englischen Court in Hamburg werden. — Nach Nachrichten, die Anna Maria von Freunden und Bekannten Friedrichs erhielt, war Söhlenthal ihm gewogen und die Liebe und estime der Engländer so ungemein, daß sie bei einer Wegberufung des Gesandten Friedrich an seine Stelle verlangen würden. Die Mutter sah schon goldene Berge: eine Carosse für sich und ein soubpé für ihren Louis.[1])

Aber als Söhlenthal 1731 abberufen wurde, ging Friedrich mit.[2]) Söhlenthal ward Präsident beim Obergericht in Schleswig, Friedrich wartete vergeblich auf eine Sekretärstelle daselbst.[3])

So stand er wiederum vor dem Nichts, hatte Schulden aus England mitgebracht[4]) und mußte wiederum nehmen, was sich ihm irgend bot. In seinem Briefe vom Anfang des Jahres 1732 klagt er seinem Bruder, daß er des täglichen Brodes willen manches tun müsse, wozu ihn, Christian Ludwig, sein hitziges Temperament untauglich mache;[5]) und dahin wird er es selbst gerechnet haben, wenn er für einen Juden vier Suppliken aufsetzte und sich in praemium laboris den Kanaster erbat, den er dem Bruder zum Geschenk versprochen hatte.[6]) Dieser aber wird seinen Augen nicht getraut haben!

[1]) Versuch einiger Gedichte, 1729, 46.

[2]) Brief in Lappenbergs Sammlung vom 6. III. 1732.

[3]) Schmid 374, Lessings Kollektaneen 325, Eschenburg IV, 8.

[4]) An Bodmer 19. IX. 1748, Univ.-Bibliothek Zürich.

[1]) Litzmann 16, 42. — Wir hören auch von einer schriftstellerischen Tätigkeit Friedrichs in London; sie war jedenfalls unbedeutend, umfaßte anscheinend Übersetzungen, vergl. Litzmann 16 u. 34; Christian Ludwig zeigt einiges im Juli 1733 seinen Jenaer Freunden, vergl. Wolfenbüttel, Nov. 630, 9.

[2]) Er traf am 9. Juli 1731 in Hamburg ein, aber nicht über Holland (Eschenburg IV, 9), Litzmann 34. 42.

[3]) Litzmann 42.

[4]) Brief an Christian Ludwig vom 6. III. 1732, Sammlung Lappenberg.

[5]) ib.

[6]) Brief an Christian Ludwig vom 22. I. 1732, Sammlung Lappenberg.

Anfangs scheint Friedrich seine Hoffnung noch nach England gerichtet zu haben. Die Mutter spricht davon,[1]) und der Bruder schreibt einmal launig: „Wenn Johnn nach Engelland gehet: so ist noch nicht alle Hoffnung verschwunden, liebster Bruder; ich will mich nicht darauf beziehen, daß er ein guter Freund unseres Hauses gewesen, sondern du darfst dich nur anheischig machen, alles wieder aufzuheben was er mit seinem Ellenbogen complimentando über den Haufen wirft, zum Exempel wenn er bei der ersten Audience den Königlichen Baldachin umschmeißt, solchen wieder aufzurichten: so wird er froh seyn, dich mitzunehmen."[2])

Indessen das blieben Hoffnungen: weder England noch Dänemark boten ihm eine Zuflucht, und was seine Lage noch schwerer machen sollte, war das getrübte Verhältnis zur Mutter. Dies ist nämlich die Zeit, aus der uns die Briefe der Anna Maria an ihren jüngeren Sohn erhalten sind.

Während der ersten dieser Briefe ist Friedrich noch in England, und die Mutter erwartet den Sohn zurück, der sich die Achtung Söhlenthals und der Engländer erworben hat. Seiner Ankunft aber gehen zuletzt Nachrichten von allerhand Unordnungen und Verlusten voraus, die die Mutter um so unangenehmer empfindet, als sie es immer wieder schaffen muß.[3]) „Ach Ludwig gedencke die haußhaltung mit ihm, was wil daraus werden. . . . Er solte doch einmahl anfangen haußhalter und ordentlich zu werden, nicht alles verlieren noch sich stehlen lassen."[4]) — Die gemeinsame Haushaltung hat denn auch nur kurze Zeit gewährt: am 22. Januar 1732, vielleicht schon wesentlich früher, hat Friedrich eine eigene Wohnung. Von nun ab haben sich Mutter und Sohn recht selten gesehen. „So unverbeßerlich auch mein Wille, so sehe ich doch unsere liebe Mutter kaum jede Woche"[1]) wegen zu großer Beschäftigung; und wenn sie einander sahen, so sprachen sie von gleichgültigen Dingen: wie tief resigniert sind die Worte der alten Frau „ich habe die kurtze Zeitt von indifferenten Dingen gesprochen, umb ihn mit meine gegenwart und discurse nicht lästig zu fallen."[2])

Die Ursache dieser tiefgehenden Verstimmung waren im Grunde nichts als die Schulden und die mit ihnen nicht im Einklang stehende Lebensweise des Sohnes. Die Mutter klagt, Friedrich sei der Meinung, „es stehe Privatpersonen gut an, schuldig zu seyn, weil es an großen herren nicht zu tadlen; aber ach wie betrübt mich, daß ich ein solch gemüth an ihm wahrnehmen mus."[3]) Was half es der alten Frau, wenn sie sich sagen durfte, „dumme Gutheit ohne judicium" bringe ihren Sohn ums Geld,[4]) denn Friedrich hat sein Leben lang Bedürftigere gesucht und ihnen geholfen — das Resultat war doch das gleiche: die Zukunft lag überaus ernst vor ihr, zumal auch das Silberzeug, das letzte refugium der Familie, einem unbekannten Begehren Friedrichs bereits geopfert war.[5])

Da endlich bot sich ein Ausweg; er war nicht standesgemäß, aber Friedrich kannte keine Bedenklichkeit, zumal unter den damaligen Umständen: er nahm eine Hofmeisterstelle bei dem englischen außerordentlichen Gesandten von Wich an;[6]) „der Her Envoyé und seine Liebste haben Friedrich versichert,

---

[1]) Litzmann 83.

[2]) 22. II. 1733, Wolfenbüttel, Nov. 630, 5. — Über Johnn vgl. Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte III, 429.

[3]) Litzmann 20, 38.

[4]) Litzmann 21.

[1]) Brief an Christian Ludwig vom 22. I. 1732, Sammlung Lappenberg. Friedrich wohnte also nicht mehr bei ihr.

[2]) Litzmann 46.

[3]) Litzmann 96.

[4]) Litzmann 87.

[5]) Litzmann 38, 44.

[6]) Siehe Anhang S. 86f.

wenn er nur wol bey Ihrem Sohn thäte, daß Sie, so lange sie lebten für ihn sorgen wolten, daß er keinen Mangel haben sollte."[1]) Anna Maria war tief beschämt — hatte doch Wich die Familie in ihrem Glanze gekannt — und wäre am liebsten davongezogen, „umb kein gegenwärtigen Zeugin abgeben zu dürffen",[2]) und ebenso dachte Christian Ludwig; noch in späteren Jahren schreibt er einmal an Friedrich: „Sei versichert, daß ich dich, solange ich lebe, nicht in Hamburg in Ruhe lasse, biß du deiner Capacité (nicht deiner commodité) gemäß verpflanzet bist und das ehemalige Etablissement bei Wich, zur Ehre unseres seeligen Vaters, in billige Vergessenheit geraten ist."[3]) Friedrich selber aber war nach dem Geständnis seiner Mutter reichlich versorgt und so vergnügt, als wenn er eine köstliche Charge bei Hofe bediente.[4])

Friedrich, der übrigens kein schlechter Pädagoge war, sondern — wie so oft im Leben — die Theorie da am besten kannte, wo ihm die Praxis am meisten mißlang,[5]) war nur etwa anderthalb Jahre der Erzieher des jungen Wich. In diese Zeit fällt der Tod seiner Mutter (10. Oktober 1732) und — wohl in Erbschaftsangelegenheiten — eine Reise nach Halle, wo er sich mit Christian Ludwig traf und ihn nach Jena begleitete. Dort haben sich die beiden Brüder, die in herzlicher und tatkräftiger Liebe aneinander hingen, zum letztenmal gesehen. Das war im Dezember 1732.[6])

Friedrich kehrte nach Hamburg zurück, und hier bescherte ihm im Jahre 1733 ein wahrhaft gütiges Geschick das Sekretariat am Englischen Court; vielleicht war es eine Frucht seines englischen Aufenthalts, vielleicht auch dankte er es der nie veränderten Gewogenheit und Fürsprache des englischen Gesandten Wich. Nun war er lebenslang geborgen, hatte ein gutes Gehalt, freie Wohnung, mäßige Arbeit und eine geachtete Stellung. — Ein Jahr zuvor, und Anna Maria hätte Zeugin seines Glücks sein dürfen.

2. Jugendwerke.

An diesem Wendepunkt von Friedrichs Leben wollen wir kurz seine erste literarische Tätigkeit überblicken. Der Trieb zum Dichten, in bescheidenem Maße ein Erbteil vom Vater, hat sich früh in dem Knaben geregt. In der ersten Sammlung seiner Gedichte, dem Versuch von 1729, erinnert er sich dieser kindlichen Reimereien und beschreibt seinen Eifer in reizenden, anspruchslosen Versen:

„Mich hat von Jugend auf ein starcker Zug regiert,
Der den gereizten Sinn zum Dichten angeführt:
Der Kindheit liebster Schertz und kaum verständlich Lallen,
War oft ein Reimlein zart, das andern nicht mißfallen.
Ich nahm zum Zeit-Vertreib die Poesie schon an,
Eh noch der schwache Fuß zum Gehen Krafft gewann,
Und eh die kleine Hand die Lettern deutlich schriebe,
Empfand schon meine Brust zu Versen Lust und Liebe;
Weil oft der Alten Lob in meinen Zunder bließ,
Und ohne Schelten mich den Reim verstimmen ließ,
Da, wann des Vaters Mund des Sohnes Blat belachte,
Mir gleich ein frischer Muht zum neuen Scherz erwachte.
So ging ich und mein Reim: ich haßte Lust und Spiel,
Warff Ball und Docke weg und übte Witz und Kiel:
Ein Eifer trieb mich an, in ungestallten Zügen,
Den innerlichen Ruf zum Dichten zu vergnügen:
Ich mahlte sonder Ruh auf Bank und Tafel ab,
Was mir mein wildes Feu'r an Wort und Einfall gab."[1])

Was bei diesem kindlichen Bemühen heraussprang — Friedrich war 12 Jahre, Christian

[1]) Litzmann 54.

[2]) Litzmann 54.

[3]) Wolfenbüttel Nov. 631,66.

[4]) Litzmann 54. Sein Gehalt anscheinend 200 Taler, Litzmann 52.

[5]) Vergl. die gescheiten Briefe dieser Zeit an seinen Bruder auf der Universität, Eschenburg IV und Sammlung Lappenberg.

[6]) Schmid 376; bestätigt durch einen Brief Christian Ludwigs an Friedrich, Wolfenbüttel Nov. 630,56.

[1]) F. v. H. Versuch einiger Gedichte, oder Erlesene Proben Poetischer Nebenstunden. Hamburg, bey König und Richter 1729. (Neudruck von Sauer in Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jhdts. 10. Heilbronn 1883.) S. 101 bezw. 88.

Ludwig 8, als der Vater ihre Verse drucken ließ —, ist billig der Vergessenheit anheimgefallen. Es sind Gelegenheitsgedichte, die nichts von dem künftigen Dichter ahnen lassen.[1] Viel interessanter sind dagegen die beiden satirischen Prosabriefe im Hamburgischen „Patrioten" von 1726, die er noch auf dem akademischen Gymnasium geschrieben hat. Sie zeigen bereits die elegante, präzise und gedankenreiche Sprache, die Hagedorn wie kaum einem seiner Zeitgenossen zu Gebote gestanden hat, und ihr Thema ist jene Art der Satire, die er lebenslang geübt hat, hier die Schilderung (jugendlicher) Fehler und Torheiten, vorgestellt in verschiedenen Charakteren des „eleganten Müssiggangs; der Versäumniß der Wissenschaften und der Pflichten; der eitelen Hoffahrt; der Unmässigkeit" usw.[2] In einem Briefe dieser Zeit (1726) lesen wir denn auch das später oft wiederholte Bekenntnis, daß keine „Katechisation, Trost, Lehre und Vermahnung so viel fruchte als ein lehrreicher Scherz und die freie Entdeckung der Torheiten"[3]; das ist der Grund und Boden, in dem seine lehrhafte und satirische Poesie wurzelt.

Nebenher entstanden Gedichte, gereimte Satiren und Charakterschilderungen, die in der „Matrone"[4] und Weichmanns „Poesie der Niedersachsen"[1] erschienen. Wir übergehen sie hier; sie haben für Hagedorn wenig Bezeichnendes, und er hat sich ihrer später energisch gewehrt, wünschte, sie nicht geschrieben, noch weniger dem Druck übergeben zu haben.[2]

Nicht viel anders steht es um die erste Sammlung seiner Jugendgedichte, den „Versuch" von 1729.[3] Lessing fand sie „noch immer merkwürdig",[4] Schmid aber, der erste Biograph des Dichters, schrieb, die Musen müßten ihn wohl sehr geliebt haben, daß sie ihm solche Verse vergaben.[5] Und das war alsbald auch Hagedorns Ansicht: die Erinnerung an diese erste Sammlung ist ihm zeitlebens peinlich gewesen, und in seinen Briefen liest man gar nicht selten Äußerungen wie „Niemals hat ein Buch den Titel eines Versuchs mehr verdient, als eben dieses. Es steckt so voller Fehler, daß ich der Welt gleichsam eine öffentliche Buße schuldig bin."[6] Das interessanteste an der ganzen Sammlung ist eigentlich ihre Vorrede, nicht nur weil ihre Sprache wieder so leicht und klar und doch voller Antithesen dahinfließt, sondern mehr noch wegen der in ihr entwickelten theore-

[1] In Auswahl bei Eschenburg IV, 155 ff; einzeln aufgeführt im Hamburger Schriftstellerlexikon III, 57.

[2] Der Patriot, Hamburg bey Johann Christoph Kißnern, 1726, Nr. 111; unterzeichnet Philaretus und Charles von Sotenville. Von Eschenburg leider nicht aufgenommen, obgleich beide Briefe des Abdrucks viel würdiger als etwa die kompilatorische Abhandlung von den Trinkgefäßen der Alten IV, 145 ff. — Über Friedrichs sonstige Tätigkeit für den Patrioten vergl. seine Briefe an Weichmann, Eschenburg V, 1—15.

[3] Brief an Weichmann aus Jena vom 25. X. 1726, Eschenburg V, 8.

[4] „Matrone", Wochenschrift 1728—30, herausgegeben von J. G. Hamann, der eine Zeitlang Christian Ludwigs Hauslehrer war; vergl. Eschenburg IV, 33 f. Über Hamann vergl. Litzmann 14 (mit Anmerkung), 65.

[1] „Poesie der Niedersachsen", herausgegeben von Weichmann, später Kohl. (Über letzteren vergl. Eschenburg V, 21 und Litzmann 66 mit Anmerkung.) Hagedorns Beiträge verzeichnet Eschenburg IV, 46, Anmerkung.

[2] Eschenburg I, 137, Anmerkung.

[3] Vergl. 26 Anm. 1; nach Hagedorns Brief an Bodmer vom 3. VII. 1742, Eschenburg V, 86, war die Herausgabe dieser Gedichte veranlaßt durch J. G. Hamann. Das Hamb. Schriftstellerlexikon III, 58 weist in einer etwas verworrenen Notiz auf den Jenaer Prof. Stolle hin.

[4] Kollektaneen 330.

[5] Biographie der Dichter II, 368.

[6] Brief an Bodmer vom 3. VII. 1742, Eschenburg V, 86; oder an Gleim vom 23. VI. 1745, Eschenburg IV, 36, Anmerkung: „Indeß sind sie so beschaffen, daß ich nur zu gern alle Exemplare aufgekauft und vertilgt hätte." — Eine nichtssagende Kritik im 34. Stück (29. IV. 1729) der Niedersächsischen Neuen Zeitung, Hamburg 1729.

tischen Anschauungen, die mit der Praxis noch in barem Widerspruch stehen. Wie schön weiß Hagedorn hier das Ziel, dem seine Muse zustrebt, zu beschreiben: „Die Anmuht mit der Tiefsinnigkeit, das Feuer mit der Ordnung und Reiffe, die Schönheit wohlgewählter Worte mit der Schönheit neuer Gedancken, die Natur mit der Kunst zu verbinden“;[1]) aber wie schwer sind seine Gedichte in der Praxis noch mit „fremdem Zierrath, schwülstigen Gedancken und falschen Schönheiten“[2]) beladen! Oder: wie begeistert weiß er seinen Beruf zu preisen: „Es ist der Poet von einem eintzigen Gegenstande gantz eingenommen; er erblicket, er betrachtet, er erkennet nichts, als solchen allein. Sein Hertz gewinnet eine eifrige Liebe zu einer gewissen Sache, und er besinnet sich kaum, daß außer dieser noch andere Dinge vorhanden. Eine ungemeine Gewalt bemeistert sich seiner Seele: ein außerordentlicher Trieb führet oder reisset ihn vielmehr auf neue Wege. In diesem so glücklichen Augenblicke durcheilen seine Gedancken Welt, Natur, Zeit und Geschichte: denn nichts hält sie auf, nichts giebt ihnen Gesetze . . . .“[3]) Aber wie wenig ist von diesem leidenschaftlichen Schwung in die folgenden Gedichte übergegangen! (einzig die Ode vom Wein läßt manchmal gleiche Töne hören[4]) und darin hat auch die Folgezeit nichts geändert: Hagedorn ist nichts weniger als ein innerlich schwungvoller, lyrischer Poet geworden. Was diesen Mann schließlich aufwärts geführt hat, ist nicht der mächtige Zug eines vollen Herzens, sondern sein tadelloser, durch unzählige Einwirkungen bewußt geläuterter Geschmack.[1])

Es ist ein merkwürdiger Gang des Geschicks: der Jüngling, der von den Fluten eines wilden akademischen Lebens fortgerissen zu sein scheint, und dessen Poesie so himmelweit von allem Geschmack und aller Mäßigung entfernt ist, sollte bald darauf die erste Kompetenz Deutschlands in Dingen des Geschmacks und der weisen Mäßigung werden.

Wir kehren zunächst zu seiner Lebensgeschichte zurück.

3. Sekretär am Englischen Court.

Das neue Amt, das Friedrich 1733 als Sekretär des Englischen Court übernahm, war kein schweres.[2]) Die Kompagnie der Merchants Adventurers (gegründet 1567) bestand im 18. Jahrhundert nur aus 20 Mitgliedern, und ihrem Sekretär lag die Ausstellung der Zollzettel und wohl auch der Schriftverkehr mit dem Senat und der englischen Heimat ob, soweit ihn nicht der erste Vorsteher der Gesellschaft, der Courtmaster, selber erledigte. Schwer kann die Aufgabe, zumal für einen so federgewandten Mann wie Hagedorn, nicht gewesen sein, denn unter seinen Nachfolgern

[1]) S. VIII, Sauer S. 6; vergl. die ähnliche Formulierung Wernikes „Sintemal sich (am preußischen Hofe) einige vornehme Hoffleute hervor gethan, welche Ordnung zu der Erfindung; Verstand und Absehn zur Sinnligkeit; und Nachdruck zur Reinligkeit der Sprache in ihren Gedichten zu setzen gewußt.“ (Zitiert von E. Schmidt in der Allg. d. Biogr. XLII, 92.)

[2]) S. VII, Sauer S. 5.

[3]) S. XII, Sauer S. 7.

[4]) „So brausender, als süsser Most!
Du jährend Marck der schlancken Reben!
Geschenck des Bacchus: Nectar Kost!
Laß Dein Verdienst den Reim erheben.
Du feuerreicher Götter-Safft!
Auf! gib allhier den Worten Kraft:
Auf! laß mir Wort und Reim gelingen . . .“
S. 13. Sauer 22. — Gedichtet 1728, vergl. Brief an Bodmer 28. IX. 1745, Univ.-Bibliothek Zürich.

[1]) Sein achtungsvolles Verhältnis zu ältern Dichtern siehe Anhang S. 87. — Über seine Tätigkeit an den Hamburger Zeitungen vergl. Litzmanns inhaltreiche Schrift über C. L. Liscow (1883) 111—114, 121. — Über Arbeiten aus der englischen Zeit vergl. S. 24 Anm. 1.

[2]) Für diesen Abschnitt vergl. als Hauptquelle Heinrich Hitzigrath, Die Kompagnie der Merchants Adventurers und die englische Kirchengemeinde in Hamburg 1611—1835. 1904. 8°; dazu den Aufsatz desselben Verfassers im Hamburgischen Correspondenten 1901.

fanden sich dreimal Ärzte, die neben dem Sekretariat ihre Praxis zu erledigen Zeit fanden. Friedrich hat denn auch nie eine erhebliche Klage verlauten lassen. — Als Entgelt dieses auf Lebensdauer verliehenen Amtes gewährte die Gesellschaft ein Gehalt von 100 £[1]) und freie Wohnung im Englischen Haus, Gröningerstraße 42; außerdem genoß der Sekretär, einerlei welcher Nationalität, die sämtlichen sehr zahlreichen Privilegien des Court, unter welchen Friedrich die Zoll-, Steuer- und Akzisenfreiheit besonders willkommen gewesen sein wird, da sie ihm den „feuerreichen Götter-Safft“ so wohlfeil zuführte.

Welches Gefühl des Glücks ihn damals durchströmte, sagen ein paar Verse, die uns an verstecktem Orte erhalten sind:

„Mein eigner Herr und Freund in einer eignen Hütten,
Mit Titeln unbeschwert, ein Mitglied freier Britten,
Nicht dürftig, auch nicht reich, entfernt von Schand und Neid,
Wünsch' ich dem ärgsten Feind des Hofes Eitelkeit.“[2])

Das Glück seiner äußern Umstände wurde durch die innere Harmonie erhöht. Von seinem ersten Aufenthalt in England hatte er die denkbar größte Sympathie für diese „glückselige Nation“ mitgebracht, ja schon mit hinübergenommen.[3]) Die Jahre in England sind ihm später, wie er Bodmer schreibt, die einzigen, die er noch einmal zu erleben wünscht.[4]) Grundzüge seines eigenen klaren, natürlichen und verständigen Wesens fand er im englischen Charakter wieder, und so entwickelte sich wechselseitig ein Verhältnis dauernder Hochachtung. — Zwei Dinge vor allen haben ihn angezogen und in seiner Poesie ihr Echo gefunden: Das englische Gefühl für Freiheit und die englische Schätzung der geistigen Bildung. Der Freiheit, die ihm „mehr angebohren, als eingeflößt worden“,[1]) gelten die Verse:

„O Freyheit! dort, nur dort ist deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Stark wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie das Licht, und reich wie die Natur.“[1])

Bei einem so lebhaft ausgeprägten Freiheitsgefühl — es kommt in seiner Poesie noch öfter zum Ausdruck[2]) — durfte Friedrich sich doppelt glücklich preisen, daß sein Geschick ihn nicht mit „des Hofes Eitelkeit“ verknüpft hatte, sondern mit einer Handelsgesellschaft, deren Gliedern er frei und gleichgeachtet gegenüberstand. Und hier unter ihnen fand er denn auch jenen andern Zug wieder, der im Mittelpunkt seines eigenen Wesens und oft genug auch seiner Poesie stand: das Streben nach Bildung und Kenntnissen. Die zahllosen Anmerkungen zu seinen Gedichten legen davon schon äußerlich ein nur allzu beredtes Zeugnis ab, und schon zu seinen Lebzeiten sah Hagedorn sich genötigt, ihre Existenz zu verteidigen.[3]) Aber wie dem auch sei — er fand

[1]) Hitzigrath sagt nichts vom Gehalt; Lessing, Kollektaneen 325, 600 Taler; Eschenburg IV, 11, 100 Pfund.

[2]) „Hamburg und Altona. Eine Zeitschrift zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks.“ V. (1806), 2 S. 309, und zwar aus der Behrmannschen Manuskripten-Sammlung. (B. „als Schriftsteller für die Bühne bekannt“ war ein Freund Hagedorns, der seiner im Briefwechsel mit Bodmer mehrfach anerkennend gedenkt; ein Brief B.s an H. in der Lappenbergschen Sammlung, 17. VII. 1749.)

[3]) Eschenburg V, 15.

[4]) An Bodmer 19. IX. 1748, Universitätsbibliothek Zürich; vergl. die nahe verwandten Urteile des Hagedorn bekannten Redakteurs des Hamburgischen Correspondenten Lamprecht, bei Litzmann, C. L. Liscow (1883) 107.

[1]) „Der Weise“ 1741, Eschenburg I, 16.

[2]) „Du schönstes Himmelskind! Du Ursprung bester Gaben.
Die weder Gold erkauft, noch Herrengunst gewährt,
O Freyheit! Kann ich dich nur zur Gefährtin haben,
Gewiß, so wird kein Hof mit meinem Flehn beschwert.“
„Wünsche.“ 1733. Eschenburg I, 39.

[3]) Eschenburg I, XXXIII. Eschenburg hat sie etwas vermindert I, IX. Auch der Freiherr von Bielfeld nahm Anstoß an ihnen, siehe dessen Freundschaftliche Briefe, Danzig und Leipzig 1770², I, 228 (20. VIII. 1740).

Verständnis für sein Streben auf englischer Seite, und nicht nur in Worten! Er, und durch ihn wieder andere — z. B. der sächsische Dichter Fuchs[1]) — haben oftmals englische Unterstützung erfahren, und Hagedorn hat in seinem vielbewunderten Lehrgedichte „Der Weise“ die Gelegenheit ergriffen, diesen Zug des englischen Wesens zu feiern:

„Wie edel ist die Neigung echter Britten!
Ihr Überfluß bereichert den Verstand.
Der Handlung Frucht, und was ihr Mut erstritten,
Wird, unbereut, Verdiensten zugewandt;
Gunst krönt den Fleiß, den Macht und Freiheit schützen;
Die Reichsten sind der Wissenschaften Stützen.“[2])

Und schließlich gab es noch ein drittes Gebiet, auf dem Hagedorn und die Engländer sich merkwürdig gut verstanden: das weite Gebiet der Lebensfreude. Die Mitglieder des englischen Court waren große Herren geworden, besaßen schöne Landhäuser an der Elbe und an der Bille, hielten sich einen Jäger aus der Courtkasse und einen Reitstall auf dem Gänsemarkt, feierten rauschende Feste, besonders an den heimischen Nationaltagen, kurzum es herrschte eine Geselligkeit, wie sie keiner mehr zu würdigen wußte als der Sekretär dieser hochpreislichen Societät. Und da ihnen der Wein akzisefrei zufloß, so wird es auch hierin noch so gewesen sein, wie John Taylor es 1616 schildert: „Bei der Mahlzeit ward ich als ein Fremdling an den fürnehmsten Platz bei der Tafel befördert, wo einem alten Brauch zufolge jedermann sich alle erdenkliche Mühe gab, mir zum Willkomm eins zuzutrinken, in welcher Art des Zechens unsere Engländer nachgerade so stramme Fortschritte gemacht haben, daß einige von denselben es mit den Deutschen, ihren Lehrmeistern, frank und frisch aufnehmen.“[3])

So ist es denn kein Wunder, wenn Hagedorn etwas vom englischen Wesen annahm. Er selber merkte es und gestand es oftmals zu; dem blinden sächsischen Dichter Enderlein gegenüber bezeichnete er sich als „halben Engländer“;[1]) Bodmer gegenüber gesteht er, daß ihm „die Art zu denken und die Sprache der Engländer gewiß üblicher und vielleicht eigener sei als der Deutschen“;[2]) und Büsching, der ihn 1751 kennen lernte, schilderte ihn so: „Als ich ihn ... empfing, und einen lebhaften Mann erwartete, erblickte ich einen ernsthaften, in sehr ehrbarer, mehr alt- als neumodischer Kleidung, der zu mir sagte, nehmen Sie nicht übel, daß ich so wenig Complimente mache, ich habe mich an das trockne Wesen der Engländer gewöhnt, usw.“[3])

Auch die Vorliebe des Dichters fürs Kaffeehaus, in dem er die Besuche derer, die ihn kennen zu lernen wünschten, empfing, erklärte man aus seiner Vorliebe für englische Sitten.[4])

Ein äußerer Ausdruck mag schließlich auch sein Übertritt zur High Church sein, doch steht hier das Freiwillige nicht fest.[5])

4. Ehe.

Größere Ereignisse sind fortab nicht mehr in Friedrichs Leben getreten, das größte noch ist die Ehe, die er am 28. November 1737 mit Elisabeth Butler, der Tochter des englischen Courtschneiders, schloß.[6]) Es ist mißlich, jemand sein Eheglück nachzurechnen; groß war hier die Summe gewiß nicht, vielleicht aber

[1]) Vergl. S. 46.
[2]) Eschenburg I, 16.
[3]) Hitzigrath im Hamb. Correspondenten 1901.

[1]) Eschenburg V, 74.
[2]) Universitätsbibliothek Zürich 3. VII. 1742.
[3]) Beyträge VI (1789), 198.
[4]) Herold in den Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 347.
[5]) Anscheinend schon 1732; vergl. Brief an den Bruder vom 20. VIII. 1732, Sammlung Lappenberg.
[6]) „according to the Rites and Ceremonies of the Church of England by Charles Lake“, Hitzigrath, Die Kompagnie der Merchants Adventurers 42 Anm. 2, 94. Ein Gedicht auf diese Hochzeit „von einem treuen Freund“ in Behrmanns Sammlung auf der Stadtbibliothek Hamburg.

doch auch nicht so klein, wie traditionell behauptet wird. In dem Bestreben, Friedrich möglichst weiß zu waschen und seine Liebe zum Wein und zu geselligen Freuden als die natürliche Entschädigung für das mangelnde häusliche Glück hinzustellen, hat man Elisabeth möglichst abschreckend gemalt: alt, buckelig und dazu noch unvermögend.[1]) Das ist denn doch ein wenig stark aufgetragen. Einmal spielt die Altersdifferenz damals noch eine sehr nebensächliche Rolle, im übrigen war Elisabeth ein halb Jahr jünger als Friedrich, d. h. sie hatte gerade ihr 29. Jahr vollendet; zum andern ist von ihren äußeren Reizen nichts bekannt, und endlich hatte sich hinsichtlich ihrer Vermögenslage ein so gescheiter Mann wie Friedrich nicht verrechnet. Wenn trotzdem kein Wandel in seinen Glücksgütern eintreten wollte, so lag das an der sehr ökonomischen Schwiegermutter, die zwar auf Zins an Christian Ludwig in Dresden auslieh,[2]) den armen Poeten aber sehr knapp hielt. Friedrich hatte sie mit in das Englische Haus übernehmen müssen, und so mochte sie bald einen unangenehmen Einblick in seine Haushaltungskunst gewonnen haben. Jedenfalls hielt sie mit ihren Unterstützungen zurück, und Friedrich, der es mit ihr nicht verderben durfte, stand zu ihr in einem Abhängigkeitsverhältnis, das der Komik nicht entbehrte. Er schüttete dann das volle Herz dem Bruder in Dresden aus; dieser zerriß als vorsichtiger Diplomat den peinlichen Bogen und tröstete den armen Friedrich aus seinem immer liebevollen Gemüte. Andere aber benutzten die Gelegenheit zum Spott, und so malt ihm sein Freund Stüven in einer poetischen Epistel ein Land aus, das neben anderen Vorzügen auch den bietet: „da fürcht't kein Schwieger Sohn die Mutter seiner Frau“.[1])

Über Elisabeth selber ist wenig bekannt. Sie hat ihren Mann in seiner letzten Krankheit treu gepflegt, wie er selbst bezeugt, und hat die Sympathie ihres Schwagers in Dresden besessen, der sie in ihrem Witwenstand lebenslänglich mit einer Rente unterstützte und ihr testamentarisch sein Silberzeug vermachte. Beides wäre wohl unterblieben, wenn sie die anfangs erwähnte Xantippe gewesen wäre.[2])

Kinder sind dieser Ehe nicht entsprungen.

5. Pläne und Hoffnungen.

Äußere Ereignisse spielen fortab keine Rolle mehr in Friedrichs Leben. Nur von Plänen und Hoffnungen ist hier noch kurz zu berichten.

Als Cyrill von Wich, der englische Gesandte und Gönner des Dichters, 1741 sein Amt niederlegte,[3]) beabsichtigte er nach Petersburg[4]) zu gehen und Friedrich als seinen Privatsekretär mitzunehmen. Dieser beriet die Sache heimlich mit seinem Bruder und erhielt von ihm die Antwort:[5]) Wich würde

[1]) Herold in den Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 347; Lessing, Kollektaneen 325; Eschenburg IV, 12 f.; u. a.

[2]) Vergl. z. B. Wolfenbüttel Nov. 631, 15 = 11. VI. 1742. Zum Neujahr wünscht Christian Ludwig dem Bruder „eine ergiebige Schwiegermutter“, 631, 30 = 2. I. 1743.

[1]) Baireuth 12. IX. 1741, Sammlung Lappenberg. Über Stüven vergl. A. D. B. 37, 94 ff. — Die Schwiegermutter war eine geborene Mitley, verwitwete Wolfenden (Hitzigrath 15, 1), seit dem 10. II. 1708 verheiratete Butler. Sie stirbt am 2. VII. 1751, also 3 Jahre vor Friedrich, im Alter von 66 Jahren, an den Folgen eines unbekannten Unfalls, der auch ihre Tochter sehr schwer betroffen hat, vergl. Friedrichs Brief an Giseke 2. VII. 1751, abschriftlich in Sammlung Lappenberg.

[2]) Brief Friedrichs, Eschenburg V, 120; Brief Christian Ludwigs, Wolfenbüttel Nov. 633, 24; sein Testament, Dresden Amtsgericht H. 655, 100. — Übrigens dürfte die größere Hälfte von Friedrichs letztem Brief an den Bruder von ihr geschrieben sein, zuerst nach Diktat. Die Worte sind deutsch, der Duktus englisch. Der Name in der Unterschrift ist weggerissen; Sammlung Lappenberg. Der Eschenburg IV, 13 erwähnte Brief von ihr fehlt heute, wie so manches andere.

[3]) Zeitschr. des Vereins für Hamb. Gesch. III, 442.

[4]) Brief Friedrichs an Christian Ludwig vom 17. XI. 1741, Sammlung Lappenberg. Siehe Anhang.

[5]) Briefe Christian Ludwigs, Wolfenbüttel Nov. 630, 45, 47, 87.

zwar in seinem Sekretär den Cavalier noblement distinguieren; der Schritt würde aber Aufsehen erregen; das Gehalt (200 Reichstaler) reiche nicht für das „enorm teure Petersburg", überhaupt für keinen Hof; in Hamburg könne er „ländlich-sittlich" leben, brauche keine goldenen und silbernen Westen; Frau und Schwiegermutter könne er auch nicht mitnehmen, müßte sie also logieren; und endlich sei er überhaupt zu gut, um als Privatsekretär in einen nexum quasi Söhlenthalianum zurückzutreten. Friedrich gab diesen Gründen Gehör, und so unterblieb die „Wallfahrt nach Petersburg"; auch Wich ging nicht hin, blieb aber nach wie vor Friedrichs treuer Freund.

Wichs Nachfolger in Hamburg ward James Cope.[1]) Auf diesen nun setzte Christian Ludwig seine Hoffnungen für den Bruder, aber Friedrich versicherte ihm, daß durch Cope kein neuer Plan anzulegen stehe, weil er gewiß noch in ziemlicher Zeit keine neue graces für sich oder für andere suchen noch erwarten könne. Und selbst wenn er es könnte, so würde er ihn so gern als einen andern als seinen Sekretär haben. Er (Friedrich) erweise ihm zwar alle Höflichkeiten, aber nie auf eine basse Art — Christian Ludwigs stete Sorge! —, indem er ihm an den beiden Posttagen die depeches bringe und dann bei ihm speise. Er verdiene keine Vorwürfe.[2])

Christian Ludwigs Hoffnungen aber wollten noch höher hinaus. Friedrich sollte nicht Copes Sekretär werden, sondern sein Nachfolger.[3]) Da schrieb ihm Friedrich einen Monat später, am 17. November 1741, in seiner klaren Art: „Ob aber unter den vielen Sollicitanten, die bei Erledigung einer solchen Stelle sich melden, ein Abwesender und nicht naturalisierter Fremder sich angeben dürfe? ist nicht fragenswerth."[1])

Gleichzeitig machte nun Christian Ludwig, wie man z. B. aus einem Brief vom 9. Dezember 1741 erfährt, eigene Versuche, für den Bruder zu sorgen: er wollte ihn nämlich in den sächsischen Staatsdienst hinüberziehen. Friedrich sollte seine Oden dem allmächtigen Brühl schicken, in der Vorrede aber den Namen Gottsched auf jeden Fall vermeiden, sonst werde der Minister das Buch bei der Einleitung aus der Hand legen.[2]) — Schon vier Wochen darauf aber stiegen Christian Ludwig ernste Bedenken bei seinem eignen Plan auf, und er schrieb dem Bruder nach Hamburg: „Liscow ist sehr attent und expedit, steht früh auf, und ist bey der Hand; mithin möchte er zu dem Hofleben fast biegsamer seyn, als nun ein gewisser Fabulist, der die Ruhe zu sehr geschmeckt hat. Denn, den bewußten Plan betreffend, fürchte ich, wenn die Umstände auch noch so favorabel fielen, daß der Fabulist die Fatiguen der so nöthigen Aufmerksamkeit bey Hofe nicht mehr würde ausstehen können; mithin wird seine jetzige Situation die angenehmste seyn; es wäre denn, daß er Lydio succedieren könnte;[3]) wie ich aber merke, hat Longin[4]) Augen darauf. . . . Ohne Dir einen Vorwurf zu machen, da du armer Teufel ganz verang-

[1]) Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte III, 442; vergl. auch den eben genannten Brief Friedrichs an seinen Bruder vom 17. XI. 1741, der wegen der interessanten Erörterung der hamburgischen Gesandtschaftsverhältnisse im Anhang mitgeteilt ist.

[2]) Brief Friedrichs an Christian Ludwig vom 17. XI. 1741, Sammlung Lappenberg. Siehe Anhang.

[3]) Wolfenbüttel Nov. 630, 51.

[1]) Friedrich an Christian Ludwig am 17. XI. 1741, Sammlung Lappenberg. Siehe Anhang. Diese Stelle auch bei Eschenburg V, 29. Sie wird irrig angezogen bei Litzmann 17 Anm. 1.

[2]) Wolfenbüttel 630, 59.

[3]) Lydius, gewiß der Hofpoet v. König 1688—1744; der vorsichtige Christian Ludwig nannte hochstehende Personen stets mit Geheimnamen, vergl. Neue Irene II (1806), 121. Zur obigen Stelle vergl. auch, was Christian Ludwig am 1. Oktober 1745 aus Mannheim schreibt: „deine prächtigen Gedichte vergnügen mich sehr. Ist es nicht betrübt, daß ein so schönes Talent nicht in königlichen Diensten gebraucht wird?" Neue Irene II, 145, Anmerkung.

[4]) von Heinecken, Kunstschriftsteller und Vertrauter Brühls, 1706—1791.

lisirt werden müssen, glaube ich nicht, daß du in der praxis die Geduld haben könnest, dich in Zeit und Umstände so gut zu schicken, als Liscus noch thut. Deine theoretischen Einsichten können bei dem allen ganz gut seyn. Aber das frühe Aufstehen, das Warten, das Antichambriren, das lange Stehen, die so nöthige Mässigkeit, dies alles, wenn man sich in Affären recht habituiren will, erfordert einen Körper, der die Seele secundiren muß." [1])

So hat Christian Ludwig seinen Plan denn selber wieder fahren lassen, und Friedrich blieb lebenslang in Hamburg, ja er ist kaum noch über die Grenzen der Stadt hinausgekommen. Man hört nur noch von kleinen, wohl oft amtlichen Reisen nach Hannover 1743,[2]) nach Stade 1749,[3]) nach Neumünster 1751,[4]) nach Itzehoe im gleichen Jahr;[5]) aus einem für 1754 geplanten Besuch in Sachsen ist nichts mehr geworden.[6])

6. Hamburger Freunde. Klopstock und Geßner.

Hier in Hamburg hat es Friedrich an freier Zeit nicht gemangelt. Sie ging dahin im geselligen Verkehr, in einer ausgedehnten Korrespondenz und nicht zuletzt im Dichten.

Friedrichs treuster Freund war der Wundarzt Peter Carpser, damals vielleicht Hamburgs geehrteste Persönlichkeit, ein Mann, „der sich eben so sehr durch gründliche Kenntnis der Heilwissenschaft und durch thätige Menschenliebe .... als durch feine Lebensart und geistvollen Wiz auszeichnete".[7]) Büsch hat ihm in seiner Abhandlung über Manieren und Sitten ein schönes Denkmal errichtet; er schreibt, der ganze Inhalt seines Aufsatzes habe ihn dauernd an diesen Mann erinnert, der Hamburg ein Muster feiner, liebenswürdiger, herzgewinnender Sitten gewesen sei, und teilt dann mit, daß die Straße, in der dieser liebe, gute Mann gewohnt habe, noch lange nach seinem Tode (1759) die Carpser-Straße gehießen habe; seit kurzem trage sie jetzt den offiziellen Namen „Düstere Straße"; von Heß aber versichert uns in seiner bekannten gleichzeitigen Topographie, daß sie im Volksmunde noch immer den Namen des Arztes führe, dessen Andenken der Stadt teuer sei.[1])

Carpsers vielgerühmte Güte haben auch die Hagedorns erfahren. Aus dem Briefwechsel der Brüder ist klar zu ersehen, wie oft er dem verschuldeten Friedrich aus der Not geholfen hat, ja sogar Christian Ludwig nennt ihn einmal „unseren Erretter",[2]) was auf eine unbekannt gebliebene Hilfe von Seiten des Arztes schließen läßt, denn Carpser wußte zu geben, wie es in einem Epigramme des Dichters heißt:

Wer übertrifft den, der sich mild erzeigt?
Der seltne Freund, der es zugleich verschweigt.[3])

Auch noch ein anderes Epigramm hat Friedrich dem Freunde geweiht, reichlich kunstlos, doch möge es zum Gedächtnis des edlen Mannes hier seinen Platz finden:

Auf den Cheselden der Deutschen.

Es lebe Carpser lang! er zieret unsere Zeiten.
Wünscht Ärzten seine Kunst, und Königen sein Herz!
Sein Anblick selbst erquickt, die Schwermut hemmt sein Scherz,
Und er vergißt sonst nichts, als seine Gütigkeiten.[4])

---

[1]) Brief vom 6. Januar 1742, mitgeteilt in der Neuen Irene II (1806), 144 ff.

[2]) An Bodmer 12. X. 1743, Univ.-Bibliothek Zürich.

[3]) An Bodmer VI. 1749, ib.

[4]) An Giseke 19. IX. 1751, Sammlung Lappenberg.

[5]) Büsching, Beyträge VI (1789), 189.

[6]) An Prof. Wideburg in Jena 18. III. 1754, Sammlung Lappenberg.

[7]) Herold in den Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 354.

[1]) Büsch, Erfahrungen I (1790), 287 ff.; Eschenburg IV, 14 u. 161; von Heß, Topographie I (1787), 284.

[2]) Brief o. D. (1741), Wolfenbüttel 630, 22.

[3]) Eschenburg I, 155.

[4]) Eschenburg I, 123. Cheseld war ein berühmter Wundarzt in London. Hagedorns Epigramm war nach Herold, Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 354 ein Trinkspruch auf einer Gesellschaft bei Carpser.

Zu Carpsers Gewohnheiten gehörte es, daß er jeden Freitag offne Tafel hielt, und hier trafen sich dann geistvolle Männer jeden Standes, durchreisende Fremde, selbst Fürsten.

Geselligkeit bedeutete im 18. Jahrhundert unendlich mehr als heute. Gegenwärtig vermitteln Zeitungen, Vorträge, Aufsätze, Museen und Konzerte uns mühelos und billig, was nur irgend unsern Sinn reizt. Das 18. Jahrhundert aber kannte ein Leben in der Öffentlichkeit noch kaum, und so suchte man sich im geschlossenen „Salon" oder in der Carpserschen Art Unterhaltung und edlen Genuß zu verschaffen. Besonders willkommen war natürlich der Fremde, denn er war der Träger der Neuigkeiten.

Als solcher trat z. B. 1751 der junge Schweizer Salomon Geßner, der spätere Idyllendichter, in diesen Kreis, eingeführt von Hagedorn. Er hat seinem Landsmann Hottinger später eine Schilderung dieser Tafelrunde entworfen, und Hottinger hat sie in seine Biographie Geßners verwoben. Es heißt dort: „Noch öfter nahm Hagedorn ihn mit sich zu dem berühmten Carpser, bei dem gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft von Weltleuten, witzigen Köpfen und komischen Originalcharakteren, die man oft in schlauer Auswahl zusammengesucht hatte, miteinander zu Tische saßen. Hier hatten guter Ton, feine Lebensart und ungezwungene Munterkeit den Vorsitz, und würzten mit unterhaltenden Erzählungen, witzigen Einfällen und geistreichem Scherze das fröhliche Gastmahl." [1])

Ein regelmäßiger Gast dieser Freitagstafel war Friedrich von Hagedorn; aber nicht aus materiellen Gründen. Gewiß war er als guter Hamburger ein Verehrer aller Tafelfreuden; wie sehr ihm aber gerade die gewählte Art der Carpserschen Gastlichkeit zusagte, hat er in einem Epigramm deutlich genug ausgesprochen:

[1]) J. J. Hottinger, Geßner (1796) 63.

Die Wissenschaft, ein Gastmahl anzustellen,
Wo zwanzig sich, als wie durchs Loos gesellen,
Geliebte Stadt, die war dir längst bekannt;
Allein die Kunst, drey, die von gleichen Sitten
Und Herzen sind, auf Ein Gericht zu bitten,
Die fremde Kunst wird Reichen nie genannt.
Der einen kann es nicht an Schmeichlern fehlen;
Die andre wird mit Sorgfalt Freunde wählen.
O stolzes Geld, ach hättest du Verstand.[1])

Oftmals erschien auch der regierende Herzog von Holstein-Plön, und da keinerlei Rang beobachtet wurde, nahm er den Stuhl, der gerade frei war. — Ward Carpser zu einem Kranken gerufen, so machte Görner, der Musikdirektor und Vicarius am Dom, die Honneurs;[2]) er war übrigens auch der Komponist der Hagedornschen Lieder, und wir dürfen voraussetzen, daß sie hier öfter zu Gehör gebracht wurden. Hagedorn selbst war ganz unmusikalisch. Sein Bruder schreibt einmal: „Es ist besonders, daß ein Mensch, der weder singen noch Ton halten kann, Chansons schreibet. Liscus meldet, daß um die Andacht der Gemeinde nicht zu stören, die Englische Gemeinde bloß deinetwegen eine Orgel bauen müssen, damit man deine Stimme nicht hören dürfte." [3])

Auf einer dieser Carpserschen Gesellschaften ereignete sich denn auch jene Geschichte, die Lessing später so sehr amüsierte, daß er sie in seine Kollektaneen aufnahm: „Hagedorn speiste einmal bei Carpsern in Gesellschaft des Ritters Taylor, und verschiedner andrer, worunter auch Lipstorp war. Taylor sprach beständig, und ließ keinen zu Worte kommen, worüber Hagedorn ungeduldig wurde, und das nächstemal einen gewissen Mann, welcher das Etablissement Sola Bona Quae

[1]) Eschenburg I, 178. Ebenso urteilten die späteren Hamburger: treffend, wie immer, F. J. L. Meyer in seinen „Skizzen" (1801) I, 135. — Über die Freitagstafel bei Carpser vergl. Herold, Hamb. Adreß-Comt.-Nachr. 1800, 354; Eschenburg IV, 15.

[2]) Handschriftliche Notizen Herolds in Sammlung Lappenberg.

[3]) 5. II. 1742, Sammlung Lappenberg.

Honesta bei Hamburg hatte,[1]) anstellte, ihn zu Boden zu plaudern, und ihn nichts aufbringen zu lassen, was er ihm nicht widerspräche. Dieses gelang; und Taylor, dem man weiß machte, daß dieser Mann ein polnischer Woywode (Statthalter) sey, denn er sprach ein ziemlich polnisches Latein sehr fertig, getraute sich kaum, den Mund mehr aufzuthun. Lipstorp, der sonst ein Mann von wenig Worten war, trank bei dieser Komödie etwas reichlich, so daß er darüber sehr gesprächig wurde; worauf Hagedorn aus dem Stegereif die Zeilen machte:

O Wunder! welches sich hier zeigt:
Daß Lipstorp spricht, und Taylor schweigt!"[2])

Neben Carpser waren wohl der Jurist Dr. M. A. Wilckens und der Verleger Bohn Hagedorns vertrauteste Freunde; von ihnen wird noch bei anderer Gelegenheit die Rede sein müssen.[3]) Des englischen Gesandten Wich ist dagegen schon mehrfach gedacht worden. Er hat zeitlebens treu zu Friedrich gestanden. Ihm verdankte der junge Mann in seiner kritischen Zeit die Hofmeisterstelle, ihm vielleicht auch das Sekretariat am englischen Court. Als Wich dann später an den St. Petersburger Hof überzusiedeln gedachte, wollte er Friedrich als seinen Sekretär mitnehmen. Dann fehlen eine Zeitlang die greifbaren Zeugnisse ihrer Verbindung, aber gegen Ende von Friedrichs Leben hört man wieder, daß der Dichter „halbe Tage und die Abende mit ihm in der französischen Comoedie etc. zubringe" und daß Wich ihn kurz vor seinem Tode liebevoll aufsuchte.[1])

Auch der Sekretär Liscow und der Legationsrat Borgeest haben ihm eine Zeitlang nahe gestanden; Liscow, der Bruder des Satirikers, anscheinend sogar recht nahe. Mit ihm zusammen gab er 1737 die „Priviligierten Hamburgischen Anzeigen" heraus und setzte den humorvollen Kontrakt auf, der im Anhang mitgeteilt ist. An ihn ist das Sendschreiben vom 10. März 1735 gerichtet, das in köstlicher Weise den Brockesschen Stil parodiert; und auch in seinem Lehrgedichte „Der Schwätzer" (1744) gedenkt er seiner freundlich.[2]) Später wurde das Verhältnis ernstlich gestört, wodurch — ist unbekannt. Nach einem Briefe Friedrichs vom 4. April 1740 an Liscows Bruder hatte der Hamburger Liscow damals den abenteuerlichen Plan gefaßt, die Tochter des Kaffeehausbesitzers Galli zu heiraten, um bei dem erwarteten Tode des Vaters das Café zu übernehmen. Friedrich erhielt davon Kunde, schrieb ausführlich an den Satiriker, erhielt von ihm aber eine so lustige Antwort, daß man wohl glauben muß, das ganze Projekt sei nichts als einer der vielen Scherze, die zwischen den Brüdern

[1]) Ein nicht sonderlich berufenes und seiner Überschrift sehr unwürdiges Haus. Anmerkung Eschenburgs. Das Gegenteil bei Schütze 116 (s. u.).

[2]) Lessing, Kollektaneen I, 325. Die Anekdote, ähnlich in J. F. Schützes Hamb. N. Taschenbuch 1801, 112ff., ereignete sich ca. 1751, vergl. Hagedorns Brief an Fuchs, Eschenburg V, 63. Taylor war Augenarzt, vergl. Eschenburg V, 78. — Eine begeisterte Schilderung Carpsers, „dieses Menschenkleinods", findet sich auch bei C. L. v. Griesheim, Die Stadt Hamburg (1760) 250ff.; sie ist mir erst während des Druckes bekannt geworden.

[3]) Vergl. S. 49.

[1]) Brief an C. L. v. Hagedorn 28. XI. 1753, Sammlung Lappenberg, und Eschenburg V, 46.

[2]) Eschenburg IV, 118; I, 94. Dagegen ist die Fabel „Die Thiere" II, 18 nicht, wie Eschenburg IV, 87 angibt, an den Sekretär Liscow gerichtet, sondern an den Satiriker; der gleiche Irrtum bei Helbig, C. L. Liscow 44. — Der jüngere Liscow war 1705 geboren (Helbig 44), also 3 Jahre älter als Friedrich. Er lebte als Sekretär, Rechtsgelehrter und Redakteur in Hamburg, vergl. Helbig 44; Neue Irene I, 251; Litzmann, Liscow 148. In Herolds handschriftlichen Notizen, Sammlung Lappenberg, findet sich folgende Bemerkung: „Er hatte, wie ich noch in meinem elterlichen Hause gehört zu haben mich erinnere, die rechte Hand gegen einen Mann im Zweykampf verlohren, der seine Schwester zu heirathen versprochen, sie geschwängert und hernach nicht hatte heirathen wollen." Den Verlust der Hand bestätigt C. L. v. Hagedorn, Neue Irene II, 127.

Hagedorn und den Brüdern Liscow erfunden wurden.[1]) Jedenfalls ist Hagedorns Brief nicht die Ursache jener Verstimmung geworden, denn vier Jahre später stand er mit Liscow, wie sein „Schwätzer“ (1744) zeigt, noch im besten Einvernehmen. Erst 1748/49 trat hier der Wandel ein. Damals schrieb Hagedorn in seinem Lehrgedicht „Die Freundschaft“, 1748 die folgenden Zeilen, die Liscow auf sich selbst bezog:

Der Freundschaft edler Stand prägt Weisen Ehrfurcht ein:
Er wird, in Andern auch, ihm unverletzlich seyn:
Und nimmer hat ein Mann von richtigem Gewissen
Der Eintracht einen Freund verlockt, entwöhnt, entrissen.
Der schadenfrohe Stolz, den dieser Raub erweckt,
Verräth ein schwarzes Herz, das nur in Frevlern steckt.[2])

Das Geständnis des jüngeren Liscow, verbunden mit einer heftigen Anklage gegen Hagedorn, findet sich in einem Briefe desselben an den Satiriker vom 12. Februar 1749:

„Le poème, que celui-ci [F. v. H.] a fait sur l’amitié et qu’il Vous a fait envoyer par le Dr. Bansow, contient quelques lignes, qui me regardent pag. 22. die Freundschaft — entrissen. Puisque je mange régulièrement chez le Commissaire Borgess et que je passe plus mon tems là qu’ailleurs, il suppose, quoique faussement, que ces gens-là sont cause de l’éloignement ou je me tiens à son égard. Aussi a-t-il rompu tout commerce avec eux; chose dont ils se consolent d’autant plus aisement, qu’ils se sentent par-là délivrés d’un ami très incommode.

A Vous dire la vérité, j’ai grande peine à pardonner à notre grondeur ces manières là, et si j’amais nous venons à des explications, que j’évite, il pourroit bien lui arriver le malheur, dont il se plaint sans fondement, c’est-à-dire, de perdre en moi un ami, qu’il ne trouveroit peut-être de sa vie.

Si Vous Vous avisés de repondre à la lettre, qui a accompagné ce poeme; ne faites semblant de rien. J’en use de la manière avec lui et renferme en moi ce qui me déplait dans son procedé à la vérité peu honnet et si Vous voulez, ingrat même, si non envers moi, du moins envers ses anciens amis cidessus nommés, gens très estimables.“[1])

Wem hier die Schuld beizumessen, ist nicht auszumachen. Helbig stellte sich auf Liscows Seite.[2]) Ich will nur darauf hinweisen, daß diese Äußerung des jüngeren Liscow über Hagedorn die einzig ungünstige ist, die mir überhaupt bekannt geworden ist. Und das will bei der Fülle des erhaltenen Materials doch auch etwas sagen. Außerdem hat Liscow in späteren Jahren selber anders geurteilt; in seinem Leichengedichte auf Peter Carpser, der fünf Jahre nach Hagedorn starb (1759), schreibt er:

Ich muß des Lebens Trost, den besten Freund entbehren.
Was Hagedorn mir war, was noch Borgeest mir ist,
Der wahre warme Freund, der wird mit ihm (Carpser) vermißt.

Der augenblickliche Erfolg aber war der, daß Friedrich das Haus des feinsinnigen Legationsrates Borgeest auf den Großen Bleichen nicht mehr betrat. Liscow hatte ihm, wie Friedrich sagt, diesen Freund „verlockt, entwöhnt, entrissen“.[3])

---

[1]) Friedrichs Brief im Hauptstaatsarchiv Dresden, Loc. 1394: Zu denen Commissions-Acten ... wider Macphail ...; z. T. abgedruckt bei Helbig, C. L. Liscow (1844) 51. Liscows Antwort aus Preetz in Holstein vom 1. May 1740 findet sich in der Neuen Irene I, 251 ff.

[2]) Eschenburg I, 72.

[1]) Helbig, C. L. Liscow (1844), 62. Helbigs Druckfehler sind stillschweigend berichtigt.

[2]) Helbig 44 und 62 Anmerkung.

[3]) Herold macht in seinen handschr. Notizen der Sammlung Lappenberg folgende interessante Anmerkung: „Borgeest, Legationsrath und Postmeister der Braunschweigischen Communion auch Holsteinischen Post. Er war ein Mann vom feinsten Geschmack und Liebhaber und Kenner der schoenen Künste. Bey ihm wohnte der berühmte Casselsche Rath und Professor Johann Heinrich Tischbein, wie er mit seinem Herrn, dem Landgraven von Hessen-Cassel, dessen Liebling

Auch Brockes müssen wir hier nennen. Seiner Posie allerdings hat Hagedorn in reiferen Jahren keinen Geschmack mehr abgewinnen können, und wo er seiner gedenkt, geschieht es in Worten, die der Person und nicht der Muse gelten:

„Wie finden sie den Brocks, Hammoniens Mäcen?"
Ich find' und ehr' in ihm den Weisen unsrer Zeiten;
Allein er wird, daher, kein Freund von allen Leuten.
Er wählet, die er liebt, ist sinnreich ohne Tand,
Leutselig ohne Falsch, noch edler als sein Stand,
Und ihn vergnügen nur die Würden, die er schmücket,
Wenn er sein Vaterland und das Verdienst beglücket.[1])

In ähnlicher Weise entledigte er sich seiner Aufgabe, als er auf Brockes Wunsch einen Auszug aus dessen „Irdischem Vergnügen" herausgab und dabei fast lediglich auf die religiöse Wirkung der Gedichte verwies.[1])

Wie er persönlich über Brockes' Dichtkunst dachte, hat er in zwei Parodien zum Ausdruck gebracht, die erst lange nach seinem Tode zum Druck gekommen sind.[2])

Desto mehr aber hat auch er den „rechtschaffenen" und immer hilfsbereiten Charakter des hamburgischen Senators geschätzt, wird auch wohl öfter in dem gastfreien Hause mit Telemann, dem Komponisten seiner Lieder, zusammengetroffen sein.[3])

Als letzten der näheren Hamburger Freunde des Dichters gedenken wir hier noch des Pastors an St. Catharinen J. J. D. Zimmermann. Friedrich war, was man nicht so ohne weiteres von ihm erwartet, eine religiöse Natur oder, wenn das zuviel gesagt sein sollte, ein Mann, der nichts auf die Religion kommen ließ. Er schreibt 1747 einmal an Gleim: „ich hätte gewünscht,

er war, sich im siebenjährigen Kriege in Hamburg aufhielt. Wie ich die Ehre hatte, von zwey unsrer liebenswürdigsten Frauen in Hamburg der Madame von Winthem (itzigen Legationsräthin Klopstock) und Madame Ohmann zum Mitglied der vom Dichter Klopstock errichteten Lesegesellschaft ernannt zu werden, war ich oft im Borgeestischen Hause auf den großen Bleichen, das des Borgeests Schwiegersohn, der Legationsrath Bostel bewohnte, und worinnen der Versammlungssaal der Lesegesellschaft war. In demselben hiengen viele schoene Gemählde vom Rat Tischbein, die meine ganze Aufmerksamkeit reizten, ohngeachtet es mir damahls nicht ahndete, daß ich mit diesem edlen Manne in eine so freundschaftliche Verbindung kommen würde. Nachmals schenkte der Rat Tischbein der Lesegesellschaft das Bildnis der Muse Polhymnia. Bey diesem Gemaehlde, einem der vorzüglichsten Stücke dieses Künstlers, ist der Umstand sonderbar, daß das Gesicht einigermaßen dem Gesicht seiner Tochter der Frau geheime Räthinn, vielmehr aber noch seines Bruders Tochter, meiner mir so theuren Freundinn Antoinette (itzigen Consistorialräthinn und Inspecktorinn Roentgen) zu Esens in Ostfriesland ganz aehnlich ist und alle schoenen Züge ihrer sanften und reizenden Bildung hat, und doch hatte der Rath nie seine Niece gesehen, ohngeachtet er, ein sonst so strenger Kunstrichter, ihre Arbeiten sehr hochschätzte, wie sie denn bey meinem achttäglichen Aufenthalt bey ihm im Jahre 1786 in Cassel oft der Gegenstand unsrer Unterredungen waren."

Die Polyhymnia hängt heute im Zeitschriftenzimmer der Stadtbibliothek.

[1]) Der Schwätzer (1744), Eschenburg I. 91.

[1]) Eschenburg IV, 104—108. Christian Ludwig nahm an dieser Gefälligkeit seines Bruders gegen Brockes den denkbar schärfsten Anstoß, vergl. Brief vom 5. I. 1741 und Denneriana 3, beide in Sammlung Lappenberg; zitiert bei Eschenburg a. a. O.

[2]) Eschenburg IV, 115 ff.

[3]) Herold bemerkt in seinen handschriftl. Notizen, Sammlung Lappenberg: „Mein seeliger Vater (Christian H.; Schriftstellerlexikon III, 207) war ein Verwandter von Brockes und der Verleger der vielen Theile B.scher Gedichte, und von dem erinnere ich mich gehört zu haben, daß B. ein Mäcen aller geschickten Mahler, Zeichner, Tonkünstler etc., die nach Hamburg kamen, war, wie denn auch unsers Telemanns seeliges Erwägen zuerst in B'schen Hause aufgeführt wurde, da B. mehrere Jahre seinen Saal zu Telemannschen Winterconcerten hergab, welche dem Kapellmeister viel Geld einbrachten. Auch das Verdienst, bey allen Ständen sich beliebt zu machen, soll B. in hohem Grade gehabt haben, so sagt man, Kayser Karl VI., zu dem er mehrmahlen als Hamburgischer Gesandter abgeordnet war und der ihn mit einer goldenen Kette, seinem Bildnisse und dem besten Tokaierwein, vielleicht dem einzigen echten, der jemahls nach Hamburg gekommen war, (beschenkte,) hätte ihn ebenso ungern von sich gelassen als ein Vierländer Bauer, wenn er ihn besucht." Eine Charakteristik nach der persönlichen Seite gibt Friedrich in einem Briefe an Bodmer 3. V. 1747, Univ.-Bibliothek Zürich.

in einigen (Liedern anderer) keine unanständige Freiheiten wider die Religion wahrgenommen zu haben, welche meines Erachtens mehr den Mangel der Erziehung als den wahren Reichtum der Einbildungskraft anzeigen . . . Alter und Erfahrung werden den Verfassern solcher Gedichte diesen wilden Auswuchs des Witzes dereinst nothwendig verhaßt machen." Und ebenso heißt es einmal in einem Briefe an Wilckens: „Läppischer Witz, der die Religion verächtlich machet."[1])

Das Thema ist für die Beurteilung des innerlich so ernsten Mannes zu wichtig, als daß ich mir versagen könnte, noch eine Äußerung zu Bodmer hier einzurücken: „Mit dem Herrn Gleim geht es mir nicht besser, vielleicht weil er mit meiner, aus guten Ursachen aufgesetzten Ode Anacreon, in welcher ich kaum an ihn gedacht, unzufrieden ist, obwohl ich mich darüber gegen ihn erkläret habe. Wie es Höfe giebt, an welchen man, sich befördert zu sehen, seufzen und fromm sprechen muß; so ist auch ein Hof vorhanden, bey dem öffentliche Merkmale des Unglaubens und der Kühnheit im Denken, mit und ohne Untersuchung, wie einige glauben, Kenntniß und Fähigkeit vorzustellen und fortzuhelfen, hinlänglich sind. In dieser Meynung, obwohl nicht immer mit dem gewünschten Erfolg, haben einige neueren Dichter, worunter ich aber garnicht den Herrn Gleim rechne, dem herrschenden Geschmack sich gemäß verhalten und, da sie die ganze Natur, die unerschöpfliche Quelle der Freuden und Belustigungen, vor sich haben, doch immer ihre Silvien deistisch besingen und ihre Becher, die doch mit dem Glauben und Unglauben in keiner Verwandschaft stehen, mit einem Religionstrotze, ausleeren wollen, mithin in ihre Ergetzungen fremde und

[1]) An Gleim, Eschenburg V. 150 f.; an Wilckens contra Gleim u. a. Brief X o. D., aufbewahrt auf der Stadtbibliothek hier (außerdem vergl. auch „Über die Natur der Seelenkräfte" ca. 1729, Eschenburg IV, 33, und „Über Eigenschaften Gottes" 1744, Eschenburg I, 8).

rohe Ideen hineingebracht, die garnicht zum Wesen des Vergnügens gehören, aller politischen Klugheit verboten und nicht immer so witzig sind, als die Herren glauben, für welche ich, aus redlicher Absicht, den kurtzen Anacreon entworfen habe. Ob ich aber in Verdacht einer Scheinfrömmigkeit oder augspurgischen Confessions-Knechtschaft zu ziehen stehe, werden Sie von allen erfahren können, die mich kennen."[1])

So liegt nichts Ungereimtes darin, wenn Friedrich an dem Pastor Gefallen fand und seinem Bruder mit Freuden meldete, daß Zimmermann an die Catharinenkirche gewählt und somit sein Nachbar geworden sei, denn durch das Englische Haus führte ein viel benutzter Durchgang zur Kirche.[2])

Friedrich hat dem Pastor eine seiner Fabeln gewidmet, ja Herold glaubt versichern zu können, daß auch in dem Sinngedichte „Charakter eines würdigen Predigers" niemand anders gemeint sei als Zimmermann.[3]) Später aber soll er sich gründlich geändert, ja den Dichter auf dem Totenbette gequält haben, daß er zur englischen Kirche übergetreten sei.[4])

[1]) 19. IX. 1748, vergl. auch 19. V. 1753 an denselben. wo er u. a. auf sein Epigramm Celsus verweist; beide Briefe in Zürich, Univ.-Bibliothek. — „Anacreon" und „An Celsus" Eschenburg III, 67 und I, 143.

[2]) Antwort Christian Ludwigs: Maynz 14. VIII. 1741 „Über die Beförderung Deines Freundes Zimmermann erfreue mich recht", Wolfenbüttel Nov. 630, 44. — Hitzigrath, Kompagnie der Merchants Adventurers (1904) 42, 2.

[3]) Stentor. An Herrn J. J. D. Zimmermann. Eschenburg II, 77. — Eschenburg I, 140.

[4]) In Herolds handschr. Notizen, Sammlung Lappenberg, heißt es: „Charakter eines würdigen Predigers: Dies war, wie man mir glaubwürdig versichert hat, der bekannte Archidiakonus zu St. Catharinen in Hamburg J. J. D. Zimmermann, an den auch Hagedorns Gedicht Stentor im ersten Buch seiner Fabeln und Erzählungen gerichtet ist. Diese Abschilderung mag in den jüngeren Jahren auf den Pastor Zimmermann zugetroffen seyn, in den letzeren Jahren seines Lebens war sie nicht mehr auf ihn anwendbar, denn wie konnte man mit Warheit von ihm

Die Anekdote verdient aber nur geringen Glauben, denn sowohl der Herr von Bar, der Hagedorn persönlich befreundet war, als Schmid in seiner Biographie, die von Christian Ludwig durchgesehen war, versichern das genaue Gegenteil.[1])

sagen: „Dem Irrthum billig feind, ohn irrende zu hassen.“ Wenn er auch sich überzeugt glauben mochte, der seel. (Pastor) Alberti hätte irgend einen Irrtum gehabt, wie konnte er ihn so entsetzlich hassen, daß er ihn sogar vom heiligen Abendmahl zurückweisen wollte?

„Voll Liebe, wie sein Gott, und als sein Knecht gelassen.“ Zimmermann gehörte, wenigstens in den letzten Zeiten, zu den Geistlichen, die gar keine Gelassenheit an sich hatten. Ich erinnere mich noch, seine letzte Predigt angehört zu haben, die er gegen eine Recension einer seiner Schriften in der allgemeinen deutschen Bibliothek hielt, und wobey er sich so ereiferte, daß er bald darauf krank ward und starb. Deswegen sagte sein Arzt, der alte würdige Dr. Jenisch: Er wäre an der allgemeinen deutschen Bibliothek gestorben... Der seelige Senior Dr. Herrnschmidt erzählte mir, Zimmermanns Vater, ein Probst im Brandenburgischen, wäre eben so unruhig und heftig wie sein Sohn gewesen. Er wäre aber, weil man im Brandenburgischen gegen unruhige Geistliche nicht so viele Nachsicht wie in Hamburg hätte, abgesetzt worden. In jungen Jahren soll Zimmermann von schönem äußerlichen Ansehen gewesen und bey einem guten Anstande und für die Zeit hochzuschätzenden Beredsamkeit als Catechet am Zuchthause ein Liebling der Damen gewesen seyn. — Wie Hagedorn auf dem Todtenbette lag und Zimmermann ihn besuchte, quälte er ihn noch mit dem Vorwurfe, daß er, als ein geborener Lutheraner, zur Englischen Kirche übergegangen wäre. Kein aufgeklärter Geistlicher würde das itzt thun, zumahl bey dem geringen Unterschiede der Lutherischen und Englischen Kirche, und als Freund handelte Zimmermann ganz verwerflich... Professor Schwabe in Leipzig erzählte mir diesen Umstand.“ — Alberti kam erst 1755 nach Hamburg, wo er mit Zimmermann an der Catharinenkirche wirkte. Möglicherweise hat sich also die von Herold geschilderte Unduldsamkeit erst nach Hagedorns Tode (1754) herausgebildet. Über beide Pastoren vergl. das Hamburger Schriftstellerlexikon; eine ehrenvolle Charakterisierung Albertis bei F. J. L. Meyer, Skizzen II (1802), 185 f.

[1]) (v. Bar) Soliloque à l'occasion de la Mort prématurée de Mr. de H. 1754. (Croppsche Sammlung auf der hiesigen Stadtbibliothek.) — Schmid II, 395.

Mit Carpser, Wilckens, Bohn, Wich, Liscow, Borgeest, Brockes und Zimmermann haben wir die Männer aus Hagedorns näherem Umgang in Hamburg genannt. Gewiß begegnen noch mancherlei andere, doch scheint der Dichter keine engeren Beziehungen zu ihnen angeknüpft zu haben. Voran wären hier seine Engländer zu nennen, die als große Herren gastfreie Häuser führten und die dem ewig verschuldeten Poeten auch manchmal hilfreich unter die Arme griffen.[1]) Näher hat ihm höchstens der englische Prediger Dr. Murray gestanden, der mit ihm im gleichen Hause wohnte.[2])

Zu einem aber hätte sich ein inniges Freundschaftsverhältnis herausgebildet, wenn er schon damals dauernd in Hamburg gewesen wäre: zu — Klopstock. Wie die ganze jüngere Dichtergeneration schaute auch Klopstock zu Hagedorn wie zu einem gütigen Vater und unerreichten Muster empor, und Hagedorn wiederum — der doch sonst mit beiden Füßen auf dem Erdboden stand und praktische Lebensphilosophie dichtete — stand diesem himmelstürmenden Jüngling mit vollem Verständnis gegenüber und schrieb an Bodmer, noch ehe er ihn gesehen hatte: Klopstock selbst ist

„— Einer
Von den Unsterblichen, welche der Nachwelt ihre Geschäfte
Heiligen, und von Enkel zu Enkel unsterblicher werden.
Oft bleibt ihr Ruhm nicht auf Erden allein. Unbegränzter und ewig
Geht er von einem Gestirne zum andern.“[3])

Solche Worte aus dem Munde Hagedorns zu vernehmen, wenn auch nur als Zitat, überrascht; und doch sind sie kein momentaner Aus-

[1]) z. B. Simpson mit 100 geschenkten Talern, vergl. Brief an C. L. v. Hagedorn vom 2. Mai 1753, Sammlung Lappenberg. Dieser Brief gibt auch Auskunft über die Katastrophe im Simpsonschen Haus; vergl. dazu Hitzigrath, Merchants Adventurers 46.

[2]) Hitzigrath a. a. O. 42 und 94.

[3]) Eschenburg V, 104, auch 112.

bruch. Aus den Briefen an Bodmer wissen wir, daß ihn Richardsons Clarissa und Pamela bis zu Tränen gerührt haben[1]) und daß Miltons Paradies ihn bis zur höchsten Bewunderung hingerissen hat — ein „Werk des Lebens, das tausende Leben der Adler durchlebet.“[2])

Als Klopstock und Hagedorn einander dann im April 1751 kennen lernten, war Hagedorn nach den ersten Worten sein Freund. Wir sind so glücklich, einen unmittelbar darauf geschriebenen (noch unveröffentlichten) Brief Hagedorns zu besitzen, in dem er seinem Freunde Giseke den ersten Eindruck schildert:

„Am Sonntage kam Klopstock endlich an, und war mir auch am Sonntage ungemein willkommen. Sie wissen, wie sehr ich sonst alsdann einsam und unsichtbar zu seyn pflege. Kaum aber hatte ich mit ihm die ersten Worte gewechselt, so fand ich seinen Umgang so gefällig als seine Schriften rührend und tiefsinnig sind; mit einem Worte, nichts würde mir damals unerträglicher gewesen seyn als meine sonntägliche Einsamkeit. Nachmittags führte ich ihn auf den Altan des Baumhauses[3]), Abends unter das Eimbeckische Haus, wo unserer Lieben Frauen Milch zu haben . . . Dingstag wirthschafteten wir im schwarzen Adler, und die Begierde, den Herrn Klopstock kennen zu lernen, brachte nicht nur den Herrn Bohn, ferner den Herrn Baron v. Bar, sondern auch den Herrn Lic. Ankelmann zu unserer Tischgesellschaft, der uns auch zu dem Herrn Rektor Müller begleitete, um den Herrn Klopstock, den er sehr hochschätzet, nicht zu früh aus den Augen zu lassen. Zu uns kam unser lieber Herr Pastor Zimmermann, und ohne die Einladung der vorzüglichen Mlle Müllern, der ich selbst gefolgt seyn würde, hätten wir diesen würdigen Freund einige Stunden mehr genießen können. Am Mittwochen nahmen wir bei dem ehrlichen Bohn von einander Abschied, in der Hoffnung, uns im Sommer in und bey Hamburg wieder zu umarmen. Wie sehr wünsche ich dieses . . . Klopstock hat mich so redselig gemacht, daß ich ihm garnichts verschwiegen und mich in die Gefahr gesetzet habe, einen rechten Schwätzer abzugeben. So offenherzig machte mich das unvermehrliche Vertrauen zu seiner rechtschaffenen Gemüths-Art, daß in den vielen Materien, worüber ich meinem Vorhaben nach ausführlich mit ihm sprach, eine mehr als lyrische Unordnung herrschte, und ich meynte, ihm noch eben so viel zu sagen zu haben als er, mir viel zu früh, fort mußte . . . Nimmer kann er so glücklich seyn, daß ich ihn nicht noch glücklicher wünschen sollte.“[1])

So ausführlich sind wir aus Klopstocks Munde über Hagedorn nun nicht unterrichtet, doch können wir auch aus dem wenigen schließen, daß er Hagedorns Freundschaft voll erwiderte. Er schreibt demselben Giseke, daß er Hagedorn ganz und gar so gefunden, als er dachte; und Meta Moller bestätigt in jener rührend verliebten Schilderung, die sie Giseke von dem Messiasdichter macht, daß ihr Klopstock Hagedorn „erstaunlich lieb hatte“.

So ward denn Hagedorn Klopstocks Vertrauter in seiner eben erblühenden Liebe zu Meta. Er hatte ihre ersten Keime sehen dürfen während jener denkwürdigen Tischgesellschaft im Hause von Klopstocks späterem Schwager Schmidt in der Großen Reichenstraße, als der Messiasdichter sich gar nicht wie ein „Geist“ benahm, sondern sehr irdisch nach Metas Tour de gorge sah und seufzte. Und ihm übergibt Klopstock später den Auftrag, den wir nicht ohne Lächeln zu lesen vermögen: „Ich wünsche daß Sie, und kein Anderer, Meta in meinem Namen küßten. Und weil ich nichts ungerner lange aufschiebe als einen Kuß, so bitte ich

[1]) Vergl. z. B. G. F. Stäudlin, Briefe an Bodmer (1794), 196 f. und Herm. Schuster, F. v. Hagedorn. Diss. Leipzig 1882, 38.

[2]) 17. IX. 1752, Univ.-Bibliothek Zürich; vergl. auch Stäudlin 193.

[3]) Bekanntes Hamburger Wirtshaus.

[1]) Der ganze Brief, nebst andern Briefen Hagedorns an Giseke, ist im Anhang mitgeteilt S. 91 ff.

Sie, das süße Mädchen in dieser Absicht bald einmal zu besuchen." [1])

Klopstock hat denn auch dem verehrten Freunde im sechsten Wingolfliede das schönste Denkmal gesetzt. Er schrieb die Verse noch ehe er Hagedorn von Angesicht gesehen hatte, und doch wie klar erkannte er durch die Hülle der leichten Hagedornschen Lieder das „männliche Herz" und die tiefe „Harmonie", die dies Leben auszeichneten und es als ein Muster im unsokratischen Jahrhundert erscheinen ließen.

In meinem Arme, freudig, und weisheitsvoll,
Sang Ebert: Evan, Evoe Hagedorn!
Da tritt er auf dem Rebenlaube
Muthig einher, wie Lyäus, Zeus Sohn!

Mein Herz entglühet! Herschend und ungestüm
Bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan, mit deinem Weinlaubstabe
Schone mit deiner gefüllten Schale!

Ihn deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
Und dieß war allen Wassertrinkern
Wundersam, und die in Thälern wohnen,

In die des Wassers viel von den Hügeln her
Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten streckt,
So schlief er, keinen Schwätzer fürchtend,
Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.

Mit seinem Lorber hat dir auch Patareus
Und eingeflochtner Myrte das Haupt umkränzt!
Wie Pfeile von dem goldnen Köcher
Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile

Schnellrauschend klangen, da der Unsterbliche
Nach Peneus Tochter durch die Gefilde flog!
Oft wie des Satyrs Hohngelächter,
Als er den Wald noch nicht laut durchlachte.

Zu Wein und Liedern wähnen die Thoren dich
Allein geschaffen. Denn den Unwissenden
Hat, was das Herz der Edlen hebet,
Stets sich in dämmernder Fern verloren!

Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
Mehr Harmonien, als ein unsterblich Lied!
Im unsokratischen Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster! [1])

Fremde, die Hagedorn kennen zu lernen wünschten, empfing er nicht in seiner Wohnung, sondern im Dresserschen, später (1800) Eckmeierschen Kaffeehause an der Zollenbrücke. Hier — im Tiergarten des Kaffeehauses, wie Hagedorn sich etwas boshaft ausdrückt — versammelten sich in den Mittagsstunden „nach einem in Hamburg wie in England eingeführten Gebrauche" Gelehrte und Künstler[2]) und hier widerfuhr einem Hamburger, dem Dichter und Sekretär Dreyer, der sich immer an Hagedorn heranmachte, einmal die folgende scharfe Abfertigung. Am Tage, als Bürgermeister Lipstorp gestorben war (8. Dez. 1750), hatte Dreyer auf ein Kartenblatt, das er offen liegen ließ, geschrieben:

„Gerührt durch Lipstorps Tod, wünsch ich bei seinem Sterben
Dem Rate den Verstand, mir seine Frau zu erben."

Hagedorn fand das Blatt und schrieb darunter:

„Bei unsers Lipstorps Tod ist deiner Wünsche Ziel
Zu wenig für den Rat, und für dich, Narr, zu viel."[3])

---

[1]) Lappenberg-Weiland, Briefe von und an Klopstock (1867), 89, 84, 82, 100. Hierselbst auch die rührenden Briefe Metas an Klopstock; vergl. auch 78 ff. — Die Briefe Nr. 6, 11, 49 sind von Klopstock an Hagedorn. — Eine sehr anerkennende Charakteristik der Meta Moller gibt Hagedorn in einem Briefe an Bodmer, o. D., Bogen 105 der Briefsammlung in der Univ.-Bibliothek Zürich.

[1]) Muncker und Pawel, Klopstocks Oden (1889) S. 27. Die oben gewählte jüngere Form weicht in keinem für uns wesentlichen Punkte von der älteren (1747) ab. — Klopstock lernte Hagedorn erst 1751 im April kennen, vergl. Lappenberg-Weiland, Brief 78 (auch Eschenburg V, 64, 105 u. 112). — „Keinen Schwätzer fürchtend" geht auf Hagedorns bekannte Abneigung gegen zudringliches Geschwätz, vergl. sein Lehrgedicht „Der Schwätzer" 1744, Eschenburg I, 84.

[2]) Brief Hagedorns an Giseke vom 25. IX. 1746, abschriftlich in Sammlung Lappenberg. Herold in den Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 347.

[3]) Die Anekdote erzählt Eschenburg IV, 91. — Über Dreyer vergl. Herolds handschriftl. Notizen in Sammlung Lappenberg. — Hagedorn charakterisiert ihn gegen Bodmer: „Dieser Dreier ist, seiner Lebensart nach, ein rechter Gelehrter (?), unstät und flüchtig; und es ist immer schade um diesen guten Kopf, daß er sich selbst verwahrloset, seinen Sinn, in Ansehung der 4. Bitte, auf nichts Künftiges richtet und das tägliche

So etwas aber war bei Hagedorn eine Ausnahme, und man muß sich schon dessen bewußt sein, wie peinlich ihm Geschwätz und Zudringlichkeit waren — er hat's in seinem Lehrgedicht, dem Schwätzer, ja deutlich genug ausgesprochen. Im allgemeinen aber mag es Fremden so gegangen sein, wie es dem 20jährigen Schweizer Salomon Geßner, der später durch seine Idyllen bekannt wurde, ergangen ist. Wir besitzen eine alte Schilderung seiner Bekanntschaft und seines Umganges mit Hagedorn, die das liebenswürdige, heitere Temperament des Dichters so hübsch charakterisiert, daß wir sie hier einrücken:

„Von Berlin reiste Geßner nach Hamburg. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an Hagedorn mit sich genommen: allein ehe er dieß übergab, wollte er den Vater der Deutschen Dichtkunst ohne Empfehlung kennen lernen, und sich ihm, wo möglich, ein wenig durch sich selbst empfehlen. Er ging daher auf ein Kaffee, welches Hagedorn zu besuchen pflegte, und wartete die Gelegenheit ab, mit ihm in Unterredung zu kommen. Diese war bald gefunden, und Geßner sah seine kühnsten Wünsche übertroffen. Er hatte die Schriften des vortrefflichen Mannes mit Entzücken gelesen, und fand ihn als Gesellschafter nicht minder liebenswürdig. Jenem behagte der Umgang mit dem unbekannten Jüngling nicht weniger. Den zweiten und dritten Tag fanden sie sich wieder beisammen. Beide schienen stillschweigend die Abrede dazu getroffen zu haben. Endlich wünscht Hagedorn zu wissen, wer der Unbekannte sei, den er bereits so lieb gewonnen hat. Nun erst überreicht ihm Geßner sein Empfehlungsschreiben, mit dem Zusatze, daß nichts als der Wunsch, ihn nicht bloß als neugieriger Reisender zu sehen, sondern, wo möglich seine Achtung und Freundschaft zu erwerben, ihn nach Hamburg gelockt habe. Man kann sich leicht vorstellen, wie der liebenswürdige Mann, nach dem was vorhergegangen war, eine solche Erklärung aufgenommen habe. Selten war nun Hagedorn ohne seinen Schweizerischen Freund zu sehen. Er fuhr oft mit ihm nach Harvstehude, wo sie in dem Schatten dieser lieblichen Gegend schwatzten, lachten und tranken.... Wie glücklich war Geßner in Erinnerung dieser Zeiten! Ich habe ihn nie den Namen Hagedorn aussprechen gehört, ohne daß sein Auge sich erheitert, und seine ganze Seele in seine sprechenden Züge hervortrat."[1])

Brod nur immer auf heute suchet..."; das Datum habe ich leider nicht notiert; vergl. außerdem G. F. Stäudlin, Briefe ... an Bodmer (1794), 75 und das Hamb. Schriftstellerlexikon.

7. Korrespondenz mit dem Bruder, mit Giseke und Fuchs.

Aus Hagedorns lebhaftem Briefwechsel hat sein Biograph Eschenburg eine reiche Auswahl geboten. Ich beschränke mich darauf, drei seiner Korrespondenten, die diesen Briefwechel nach drei verschiedenen Seiten beleuchten, kurz ins Auge zu fassen: den Bruder Christian Ludwig, den Freund Giseke und den von Hagedorn unterstützten Fuchs. Die Schilderung wird es mit sich führen, auch den Dichter jedesmal in einem neuen Lichte zu zeigen.

Bei Christian Ludwig kann ich mich verhältnismäßig kurz fassen, da ihm demnächst Dr. Moriz Stübel in Dresden eine eigene Studie widmen wird.[2]) Die beiden Brüder Hagedorn hatten einander zuletzt in Jena gesehen, wohin Friedrich nach dem Tode der

[1]) J. J. Hottinger, Sal. Geßner (1796) 61 ff.

[2]) Sein Lebenslauf ist im Hamb. Schriftstellerlexikon III, 54 ff. beschrieben. Irrig sind die nach Lappenbergs Notizen gegebenen Anmerkungen: Christian Ludwig hat nicht in Straßburg studiert, vergl. Dresden Hauptstaatsarchiv Loc. 461, 48 ff.: Der Minister Brühl und Wackerbarth Correspondenz 1736. — Christian Ludwig starb als Geh. Legationsrat und Generaldirektor der Kunstakademien in Dresden und Leipzig 1780, nicht 1779. — Am Montag, den 3. XII. 1741 (nicht 1745) ward er Legationsrat, vergl. Wolfenbüttel Nov. 630, 59. — Über den Prozeß um seinen Nachlaß vergl. S. 82f.

Mutter den jüngeren von Halle aus begleitet hatte. Das war Ende 1732. Seitdem haben sie einander nicht wiedergesehen. Christian Ludwig hat der sächsische Diplomatendienst zwar oft in den Süden, nach Mainz, Frankfurt, Wien und anderen Orten geführt, nach Hamburg aber ist er nie wieder gekommen, und so ist es unerfüllt geblieben, was er einmal so treuherzig schreibt: „Adieu mein Engelsbrüderchen. Die Vorstellung eines künftigen Wiedersehens kann mich oft vergnügen, ungeachtet es in weitem Felde ist.“ [1])

Bei der innigen Zuneigung der beiden Brüder entwickelte sich nun die Korrespondenz desto lebhafter. Von Friedrichs Briefen ist nicht allzuviel erhalten, denn sie brachten gar zu oft Erörterungen über peinliche Familienverhältnisse, die böse Schwiegermutter u. a., und da er sich nicht entschließen mochte, solche Dinge auf einen eigenen Bogen zu schreiben, fühlte sich der vorsichtige Dresdner Diplomat verpflichtet, sie zu verbrennen.[2]) Christian Ludwigs Briefe dagegen liegen in großem Reichtum vor. Ihr Inhalt beschäftigt sich weit überwiegend mit der bekannten Kunstsammlung des Verfassers, ihrer Vermehrung und ihrer Bewertung, denn Friedrich sollte im Falle von Christian Ludwigs Tode angeleitet sein, die Bilder richtig zu verkaufen und sich vor den Intriguen der Händler hüten zu können.[3]) Aber wer heute diese überaus weitläufigen Episteln zur Hand nimmt und studiert, der darf das sichere Bewußtsein haben, daß er sie vor dem Empfänger gelesen hat. Denn Friedrich war durchaus kein Mann von Umständlichkeiten; außerdem interessierte ihn die Malerei nicht; er wird die Briefe für den gegebenen Fall auf die Seite gelegt haben, wie man überhaupt das Gefühl hat, daß er sein Lebenlang mit Bewußtsein sich alles fernhielt, was nicht in seine Kreise paßte; daher wohl auch die Harmonie seines Wesens, die schon den Zeitgenossen ins Auge fiel.

Für uns und für Friedrich interessanter sind dagegen die bald rührenden, bald zürnenden Beweise der Bruderliebe, die oft genug begegnen. Nach Friedrichs eignem Zeugnis sorgte Christian Ludwig „pro restauranda familia“,[1]) aber Friedrich tat nicht wie der Bruder wollte; was gab es da nicht alles zu klagen! Friedrich ließ sich von Schlegel und andern als „Hochedler Herr“ statt „Wohlgeborener Herr“ anreden;[2]) er gab sich dazu her, empfehlende Vorreden für andrer Leute Gedichte (Brockes) zu schreiben;[3]) er sacri-

[1]) Undatierter Brief (Ende 1736) in Sammlung Lappenberg.

[2]) Neue Irene II (1806), 121.

[3]) Zu diesem Zwecke verfaßte Christian Ludwig u. a. sein Mahlerisches Testament Politique; Sammlung Lappenberg. Es heißt darin z. B.: „Hüte dich vor allen Einstreuungen der Bilderhändler und noch boshaftern Mäklern. . . . Wie fein diese Leute zu sein vermögen, ist unbeschreiblich. Sie . . . streun bei Zeiten einen Samen aus, um nach etlichen Jahren die Früchte zu genießen. . . . Der Nachstellungen nach guten Gemälden sind garzuviel . . . kein Guzmann d'Alfarache kann soviel Intriguen entdecken, als die pictorischen heredipetae ins Mittel bringen. . . . Ich hoffe dies weitläufige Exempel werde dir mehr zur Warnung dienen als General Regeln, die man wohl erfinden, aber in casu obveniente vergißt.“

[1]) Brief Friedrichs an den Bruder vom 2. V. 1753, Sammlung Lappenberg.

[2]) „Notire dir, daß in Maynz jeder Edelmann de bonne maison Baron heißt; ein Herr von . . . ist insgemein ein novus homo. Also heiße ich . . . Herr Baron . . . Vermeide die Schlegelsche Bêtise . . . Es ist impardonable. Dem geringsten Postmeister muß ich ja Ehrenhalber Hochedler Herr geben. Es muß ihm bedeutet werden. Denn wenn er von Engels Charakter wäre, so rechtfertigt dieses nicht eine demarche, so uns den größten Tort tut. Ich weiß nicht, wie man es dir bieten darff. Du mußt im Umgang sehr sociable seyn, weil der Poete so brüderlich gemein worden.“ Undatiert; bewahrt in Wolfenbüttel.

[3]) Vergl. die übermäßig scharfen Auslassungen Christian Ludwigs vom 5. I. 1741, Eschenburg IV, 106 Anmerkungen. Womöglich noch schärfer ein Brief vom 14. II. 1741 in Sammlung Lappenberg; hier auch Vorhaltungen darüber, daß Friedrich das „von“ seines Namens unterdrücke.

ficierte seinen Stand in Hannover, obwohl er mit seinen Diäten hätte standesgemäß auftreten können;[1]) er unterschreibt sich im Stammbuch des Nürnberger Patriziers Kreß ganz offen als secretarius mercatorum;[2]) er nimmt unwürdigen Dienst beim Englischen Gesandten von Wich an — Christian Ludwig verzweifelt fast: „Mit großer Mühe und Schweiß suche ich Häuser zu bauen, aber deine Sorglosigkeit und gewählte Knechtschaft reißen mehr nieder als dein sonst gutes und unverbesserliches und liebenswürdiges Gemüthe wieder bauen kann.“[3])

Und mag dies alles, klagt Christian Ludwig, wenigstens zum kleinen Teil seine Entschuldigung in der philosophischen Resignation des Poeten finden, nicht zu rechtfertigen sind die stetig neu auftauchenden Schulden. Was hilft es, wenn Christian Ludwig von jedem Gehalt einen Teil für den Bruder zurücklegt — öfter als das Gehalt laufen Friedrichs Bitten ein;[4]) was hilft es, wenn er sich gutherzig schämt, ein Bild zu kaufen, wo er den Bruder noch in Sorgen weiß;[5]) was nützt es, wenn er für ein gemeinsames ruhiges Alter zurücklegt — Friedrich treibt doch sein stimulus, das Geld dem Spiel und Scherz nach der Welt Lauf zu opfern.[6]) „Könnte ich meinen Charakter auf dich transferieren, ich wolte von neuem wie Jacob um die Rahel dienen!“[7]) — Einmal aber ist Christian Ludwig dem älteren Bruder auch ganz anders gekommen; da schrieb er ihm einen Brief, wie Friedrich weder gedruckt noch geschrieben etwas ähnliches gelesen haben wird.[1])

[1]) Brief Christian Ludwigs vom 7. XI. 1741, Wolfenbüttel 630, 57.

[2]) Brief Christian Ludwigs vom 23. XI. o. J., Wolfenbüttel 633, 38.

[3]) 14. II. 1741, Sammlung Lappenberg.

[4]) 24. XI. 1745, Wolfenbüttel; auch 5. VII. 1743, Sammlung Lappenberg.

[5]) 29. X. 1743, Wolfenbüttel Nov. 631, 47.

[6]) 5. VII. 1744, Neue Acquisitionen, Sammlung Lappenberg.

[7]) 20. XII. 1741, Wolfenbüttel Nov. 630, 60.

Trotzdem war Friedrich jederzeit weit davon entfernt, zu zürnen. Ihm mochte bei diesen Vorwürfen, die seine nicht standesgemäße Aufführung und seine Schulden betrafen, so sein, als höre er seine Mutter sprechen, denn Christian Ludwig war ihr getreues Ebenbild. Friedrich erkannte die Berechtigung an, und mehr als einmal heißt es in seinen Briefen an andere: „Ich habe keinen größeren Reichtum als diesen Bruder.“[2]) Billig beschließt denn auch sein Name das große Lehrgedicht von der Freundschaft:

Mein Bruder, den ich stets mit neuer Freude nenne,
An dem ich noch weit mehr, als Brudertreu, erkenne,
Ich eigne billig dir der Freundschaft Abriß zu:
Wen lieb ich so, wie dich? Wer liebt mich so, wie du?
Du bist, und dieses Lob wirst du umsonst verbitten,
Gerecht nach jeder Pflicht, und würdig deiner Sitten.
Mein allertheuerster, mein angebohrner Freund,
Der mit der Höfe Witz das beste Herz vereint:
Es kann das reichste Glück mir nichts erwünschters geben,
Als deine Zärtlichkeit, dein Wohl, dein langes Leben.
O nahet nicht einmal der holde Tag heran,
Da ich dich wiedersehn, und froh umarmen kann?“[3])

Dieser ersehnte Tag ist nicht mehr gekommen, aber Christian Ludwig hat dem Bruder die Treue übers Grab hinaus zu bewahren gesucht, indem er seine Witwe durch eine jährliche Rente unterstützte, sie auch testamentarisch bedachte.[4])

Wenn ich aus der nicht geringen Zahl Hagedornscher Korrespondenten als zweiten Giseke hervorhebe und Hagedorns Briefe

[1]) 24. XI. 1745, Wolfenbüttel.

[2]) An Fuchs, 16. V. 1751, Eschenburg V, 64; an Bodmer 24. IX. 1754, Eschenburg V, 120: „. . . noch einmal umarmen muß, den rechtschaffenen Bruder, wenn ich männlich sterben und der Vorsehung, so wie ich soll und hoffe, mich unterwerfen soll.“

[3]) Eschenburg I, 78 (1748).

[4]) Dresden Amtsgericht H. 548, 49b; H. 655, 99. — Über Christian Ludwigs Herzensgüte vergl. C. F. Weiße in seiner Selbstbiographie (1806) 98 f.

an ihn im Anhang teilweise zum Abdruck bringe, so sind hierfür der tiefe innere Gehalt und die Unbekanntheit der Briefe maßgebend.

Johann Nikolaus Giseke war 1724 in Ungarn geboren, wo sein Vater deutsch-evangelischer Prediger war. Beide Eltern aber waren Hamburger, und nach Hamburg kehrte die Mutter mit den beiden Kindern zurück, als ihr Mann gestorben war. Johann Nikolaus stand damals noch im ersten Lebensjahr. Hier in Hamburg fand er dann seine Erziehung, machte als Gymnasiast seine ersten poetischen Probefahrten und erregte wohl durch sie die Aufmerksamkeit Hagedorns. 1745 bezog er als Student der Theologie die Universität Leipzig, und seit diesem Jahre datiert jener Briefwechsel, der sich durch große Innigkeit auszeichnet.[1])

Gisekes sanfte, bescheidene und stille Art hatte Hagedorns ganzes Herz gewonnen, und so schlägt der 16 Jahre ältere Mann dem Jüngling gegenüber oft einen Ton an, der in dieser Vertraulichkeit nirgends wieder klingt. Hagedorn sagt selbst, seine Briefe hätten fast den Charakter von Soliloquien angenommen, jedenfalls hat er keinen andern einen so tiefen Einblick in seine innersten Gedanken nehmen lassen. Ganz vereinzelt stehen z. B. die Äußerungen über das innere Schönheitsbedürfnis, das ihm den Einblick in eine tiefere Harmonie eröffnete und ihn doch nur desto unglücklicher machte, da er ihm nicht zu folgen vermochte. Er bekennt: „Bestraft ihn der Himmel mit dem, was man Geschmack heißt, so erhält er eine neue Art Empfindungen, einen neuen Sinn, den tausend so wenig kennen und errathen als sie ihn besitzen, aber eben diese Empfindungen, dieser feine Sinn machen ihn in allem schwieriger, dürftiger, unglücklicher, und in gewissen Augenblicken kann ihm das Utinam nescirem literas natürlicher einfallen als einem unentwickelten Nero. . . . Eine große Einsicht in vollkommene Schönheiten verwöhnet, und vermehrt unsere Bedürfnisse. Sie lassen sich nicht so hemmen und einschränken als die gemeinen Erfordernisse, die nur die menschlichsten Nothwendigkeiten angehn . . . Wenn ich Ihre vortheilhaften Jahre oder noch weniger hätte, ich würde gewiß viele Neigungen, in Ansehung des Geschmacks, aufopfern und für mein Glück eigennütziger seyn als ich jemahls gewesen bin, da ich für die anmuthigste Kenntnis, die nur den Verstand berühret und das Hertz veredelt, zärtlicher gewesen als so viele, deren curae coelestium inanes sie emporgebracht haben. Itzo aber ists für mich zu spät und ich muß in meinen Einschränkungen bleiben. . .“[1])

Hier in diesen Briefen begegnet auch das schönste Lob der Jugend und der Freundschaft, das je über Hagedorns Lippen gekommen ist — viel unmittelbarer als in dem bekannten großen Gedichte von der Freundschaft, das des gelehrten Rüstzeuges noch gar nicht entraten will.

So rundet sich in diesen Briefen das Bild des gütigen und tiefempfindenden Mannes am schönsten und vollkommensten ab. — Die im Anhang mitgeteilten Briefe sind in dieser Hinsicht ausgewählt.

Hagedorns Freundschaft aber kannte nicht nur Worte, sie drängte im Gegenteil fortwährend nach Betätigung. So suchte er den Satiriker Liscow in preußische Dienste zu bringen,[2]) so sorgte er für Klopstock, als er ihn noch gar nicht kannte,[3]) so schaffte er dem aus Hamburg gebürtigen Dichter Ebert Verdienst durch eine umfangreiche Übersetzung aus dem

[1]) Gisekes Lebenslauf im Hamb. Schriftstellerlexikon II, 493. Er starb 1765 als Superintendent in Sondershausen.

[1]) Siehe Anhang S. 96f.

[2]) Durch Vermittlung seines geistvollen Freundes v. Bielfeld, siehe dessen Lettres familières I, Lettre 19 (1740. 18. Août.)

[3]) Eschenburg V, 105.

Französischen, die er der Aufnahme in seine eigenen Werke würdigte, und regte ihn zu Übersetzungen aus dem Englischen an, die er höchst wahrscheinlich selbst honorieren wollte,[1]) so sammelte er für den blinden sächsichen Dichter Enderlein 200 Taler.[2]) Am tiefsten aber hat der Dichter Fuchs, ein armer Bauernsohn aus dem Obererzgebirge, seine Güte gespürt. Im 110. Stück des Hamburgischen Correspondenten von 1756 — also nach Hagedorns Tode — berichtet er selber davon. Man wird sich eines Lächelns nicht erwehren können, wenn man sieht, wie Hagedorn, der sein Lebenlang das aes alienum selber nicht losgeworden ist, von seinem Hertzen getrieben wurde, immer wieder Bedürftigere aufzusuchen und ihnen ein Mäcen zu sein: für Fuchs hat er nicht weniger als 700 Taler zusammengebracht — die doch keiner notwendiger hatte als der Absender selber. Und nicht genug damit, hat er für seine Kleidung gesorgt, ihm Dankbriefe aufgesetzt, ihn an seine Freunde empfohlen, kurz so für ihn gehandelt, daß er mit Recht von sich sagen durfte: „Ihr Vater kann Sie nicht viel mehr lieben als ich Sie liebe und immer lieben werde“; und dementsprechend die wahrhaft herzliche Freude bei Fuchsens Verlobung — den er übrigens nie gesehen hatte![3])

Dieser menschlich so schöne Zug sichert dem Dichter dauernd die Sympathie und versöhnt, wo es nötig sein sollte, mit andern Eigenschaften. In diesem Zusammenhang darf auch gesagt werden, daß Hagedorn so zu geben wußte, daß der Empfänger nicht erfuhr, wer ihm geholfen hatte.[4]) — „Wie gereicht es dem Hertzen zum Leben und zur Kraft, wenn man andere glücklich machen kann!“[1])

[1]) de la Nauze, Zwei Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen (Eschenburg III, XXIV); geplante Übersetzungen aus dem Englischen, Eschenburg V, 135.

[2]) Mitteilung Rabeners bei Eschenburg V, 72 Anmerkung.

[3]) Hagedorns Briefe an Fuchs bei Eschenburg V, 48 ff.

[4]) Für Enderlein z. B. bestätigt es Rabener in einem Briefe an Bodmer „auf eine so edle Art . . . , daß der arme Blinde nicht erfahren hat, von wem es gekommen.“ (Eschenburg V, 72.) — In einem Briefe Rabeners an Hagedorn findet sich eine witzige Charakteristik Enderleins und seiner Freiberger Landsleute, die unter der Erde denken. Hier auch näheres über Fuchs; Eschenburg V, 228.

8. Schriftstellerische Tätigkeit. Harvestehude.

(1729. Versuch einiger Gedichte.)
1738. Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen.
1742. Sammlung neuer Oden und Lieder.
1744. Sammlung neuer Oden und Lieder. II. Teil.
1747. Oden und Lieder in Büchern.
1750. Moralische Gedichte; angehängt Fabeln und Erzählungen II.
1752. Sammlung neuer Oden und Lieder. III. Teil.
1753. Vermehrte Ausgabe, darin „Horaz“.
(1757. Poetische Werke.)

Hagedorns schriftstellerische Tätigkeit zu behandeln, liegt nicht in der Absicht dieses Buches. Es ist eine Aufgabe für sich. Hier müssen die Grundzüge genügen. Billig aber geht ihnen die Schilderung desjenigen Ortes voraus, der jahrzehntelang das Ziel seiner Wanderungen gewesen ist und an dem ihm die Muse am freundlichsten gelächelt hat: Harvestehude. Hier in der „Stille voller Freuden“, im ländlichen Frieden des Pachthofes sind seine Gedichte gebildet und niedergeschrieben. Harvestehude ist das Zauberwort, das die Stadt mit aller ihrer Konvention, mit ihren zudringlichen Menschen und ihren vielen Sorgen versinken ließ. Hierher, „wo die grüne Nacht den entschlafenen Muth ermuntert und den Kummer schläfrig macht“,[2]) ist er an jedem hellen Sommertag gewandert, allein oder mit den empfindsamsten seiner

[1]) An Bodmer über Fuchs 17. IX. 1752, vergl. auch 21. u. 26. XII. 1746, Univ.-Bibliothek Zürich; die Gedichte auf Hagedorns Tod (Eschenburg IV, 164 ff.) heben die Herzensgüte nachdrücklich hervor.

[2]) An Giseke 12. IV. 1751, Zitat aus Tralles Riesengebirge (1750); der Brief abschriftlich in Sammlung Lappenberg.

Freunde: mit Salomon Geßner, mit Klopstock und Giseke; hierher wünscht er sie zurück, wenn sie fern sind.

Einen Rest des alten Charakters bewahrt Harvestehude auch heute noch, trotz der mächtig nachdrängenden Stadt. Nicht nur, daß Striche Wiesenlandes unmittelbar an der Alster noch jetzt so liegen, wie Hagedorn sie gesehen hat. Wichtiger für den Eindruck, der noch immer etwas von der alten ländlichen Freiheit ahnen läßt, sind die mächtigen Gartenanlagen mit dem gewellten Terrain und dem unregelmäßigen, oft hundertjährigen Baumschlag. Auch gibt es dort noch manche Straße, der man ihre Entstehung aus einem alten Gewohnheitswege deutlich anmerkt.

Von Hagedorns Harvestehude aber können wir uns nur noch auf literarischem Wege eine Vorstellung machen. Unser letzter Domherr F. J. L. Meyer (1760—1844) hat uns eine Schilderung mit so vielfältiger Beziehung auf Hagedorn hinterlassen, daß wir sie hier einrücken.

„Die Gegend vor dem Dammthor war bis in die Mitte der Jahre 1770, wie gesagt, noch wenig mit Gartenhäusern besetzt, und um desto einsamer und ländlicher. Sie hat sich in den vorletzten, besonders aber in den letzten zehn Jahren, durch allgemeinern Anbau sehr verändert. Vorher betrat man schon unmittelbar vor dem Thor, Felder und Triften. Wiesen und Gemüseland verbreitete sich nach allen Seiten, und auch dahin, wo jetzt hunderte von Gartenhäusern stehen. Nur einige durch Baumpflanzungen gedeckte Gartenhäuser, lagen damals noch, mit Scheunen und Viehställen vermischt, rechts vor dem Thor. Der Rabenweg, von den beiden Wirthshäusern, die (der) Rabe sogenannt, ward zuerst mit einer Reihe von neuen Gartenhäusern bebauet, und dadurch nach und nach der Ton zu der Gartenliebhaberei in dieser Gegend angegeben. Unmittelbar vor dem Thore links, ist die Landaussicht seit zehn Jahren viel freundlicher geworden. Wo vorher eine ganz unkultivierte weite Strecke lag, ist jetzt Getreideland auf dem Glacis; weiterhin sind die Todtenäcker mit ihren kleinen Hainen und Todtenhallen; einige Fuß- und Fahrwege sind mit Bäumen bepflanzt. Selbst der Fußsteig auf dem Glacis neben dem Stadtgraben durch die Raveline bis an das Millernthor, — der Philosophengang genannt, — hat artige Ansichten, wenn man die geraden Linien, spitzen Winkel und geregelten Anlagen der Befestigungswerke dabei vergessen kann. Obgleich nun die Zahl der Gartenhäuser sich in der Damthorsgegend so sehr vermehrt hat, bleibt ihr doch noch viel Reiz durch die freien Aussichten auf Feld und Flur, auf Gemüseländereien und Baumgärten. Ihr bleibt das schöne Alsterbassin und der Schattengang an seinem Ufer. Ihr bleiben noch viele, den größten Teil des Tages stille, einsame Strecken und Fußwege in dem Lande umher. Vor allem die trefliche Lage des klösterlichen Pachthofes

Harvestehude,

eines der anziehendsten, ländlich schönsten Plätze, in einem von der Alster begränzten kleinen Thal, so ganz des romantischen Karakters der Ruhe und friedlichen Abgeschiedenheit von der Welt, der fromme Eremiten des dreizehnten Jahrhunderts, zur Stiftung des Jungfrauen Thals, eines Cistercienserinnen Klosters, an diese Ufer lockte. Unter den verschiedenen Wegen, die nach diesem lieblichen Ort führen, ist der an der Alster hinab der anmuthigste, obgleich auch er, durch die Anlage vieler Gartenhäuser an dem Uferwege, jetzt minder einsam geworden ist als er vordem war. Dafür bietet er in einigen zwischen Buschpartien von Arens aufgeführten Gebäuden und Gärten, der Zeichnung nicht unwerthe Ansichten. Der Platz, wo einst das Nonnenkloster zum Jungfernthale von einem Eichenhain umschattet stand, und noch vor wenig

Jahren eine von der Alster bespülte Wiese war, ist seitdem in einen englischen Garten verwandelt . . . Ich will zwar die neue vor etwa fünfzehn Jahren gemachte Anlage des englischen Gartens von Harvestehude nicht verwerfen; sie hat Schatten, zutrauliche, selbst malerische Plätze: doch gewinnt sie bei mir der vorigen ländlichern Ansicht, einer einfachen mit einigen buschigten Lauben und mit malerischen Eichengruppen besetzten Wiese den Vorzug nicht ab. Lieber sah ich diese einfache frisch grünende Wiese, mit dem weidenden Vieh und dem freiern Blick auf die Alster, die jetzt gerade an der schönsten Stelle dieser Anlage, in der Platanenlaube durch Buschwerk, und, was noch schlimmer ist, durch geradlinigt gezogene Hecken und Bäume verdeckt wird. Hier stand einst Hagedorn's Linde, und — wandelten Schatten unsichtbar unter den Sterblichen — hier wäre das Elysium der Manen unsers edlen vaterländischen Dichters. Der Sitz unter dieser Linde war sein täglicher Lieblingsplatz; hier saß er oft mit seinen Freunden, Klopstock und Karpser, in fröhlichem Gespräch, noch öfterer einsam, Lieder der Freude und der Liebe dichtend. Die Linde war so ganz sein, und er an dem Ort so allbekannt, daß, wenn andere Gäste dort saßen und Hagedorn nur in der Ferne erschien, sie aufstanden, um ihm die Stelle unter der Linde[1]) zu räumen. Diese Linde ist nicht mehr; ein Wetterstrahl hat sie vor fünf und zwanzig Jahren zersplittert: eine schon manchem fremden Wallfahrer nach Hagedorns Lieblingsort, von dem Wirth zu Harvestehude gegebene unwillkommne Antwort. Aber sein Geist umschwebt die Stelle wo sie stand, und wenn der schon oft geregte Gedanke, unserm grossen Hamburgischen Dichter ein Denkmal zu setzen, einmal ausgeführt wird, so ist dies viel mehr die dazu geeignete Stelle, als die in Vorschlag gebrachte, vor dem Hofe, auf den von Linden beschatteten Hügel, der Licentiatenberg genannt.[1]) Dieser hat zwar eine trefliche Aussicht auf den buschigten Eichengrund von Harvestehude, mit den durchblikkenden Armen der sich hier verengenden Alster, und über ihre jenseitigen Ufer hin, bis an die Stadt; das Denkmal aber wäre hier jedem Anlauf ausgesetzt, gegen Muthwillen und Verderbungssucht roher Hände ganz ungeschützt, und würde in wenig Jahren nur noch als Ruine da stehen . . .

Hagedorn, mein vaterländischer Sänger! hier, im Harvestehuder Thal, wo die lieblichen Blumen Dir keimten, die Dein freundlicher Genius sammelte, und sie für uns und für Hamburgs späteste Generationen unverwelklich wand, feire ich Dein Andenken, und lege diesen Kranz von Weinlaub, Myrthen und Rosen nieder, wo Du die Leier stimmtest zu harmonischen Liedern der Jugend und der Freude, zu Feiergesängen der Schönheit, der Freundschaft und Liebe."[2])

---

[1]) Hagedorn, der sehr kurzsehend war, hatte, wie Klopstock mir erzählt, in der ersten Ausgabe seiner Gedichte, in dem Gedicht: Harvestehude, diesen seinen Baum als eine Eiche besungen, wofür er die Linde ansah. Da hieß es: — — Das schwör ich bei der alten Eiche usw.

Sein launigter Freund Karpser entdeckte das lächerliche Versehen zuerst, ging feierlich ernst zu Hagedorn, sprach von einem nicht zu verbessernden Verstoß gegen sich selbst, gegen die Menschen, ja gegen die Natur usw. — — und trieb seinen Freund, auch nach der Entdeckung der wichtigen Sache, so in die Enge mit der ihm eignen schraubenden Laune, daß er, in seinem Verdruß über den begangenen Schnitzer in der Baumkunde, gern die ganze Ausgabe seiner Gedichte zurückgenommen hätte, wenn er nur seine Linde dadurch gleich in ihre Rechte hätte einsetzen können. In der zweiten und den folgenden Ausgaben hiess es denn — aber ohne Aussühnungsnote: —

Das schwör ich bei der alten Linde,
In der so mancher Vogel heckt usw.

(Anmerkung Meyers.) — Hagedorns Kurzsichtigkeit war vom Vater ererbt, vergl. Wolfenbüttel Nov. 632, 17 und besonders an Bodmer 18. IX. 1753 (Zürich, Universitätsbibliothek). Sein Bruder starb in Blindheit.

[1]) Vergl. S. 78.

[2]) F. J. L. Meyer, Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. II (1802), 64 ff.

Hier in Harvestehude werden wohl nur die Werke der leichteren Muse entstanden sein, die Oden und Lieder; denn die Moralischen Gedichte, die Fabeln und Erzählungen und die Epigramme haben bei ihrer und ihres Autors fast wissenschaftlicher Art des gelehrten Hintergrundes einer Bibliothek nicht entraten können. Von den Epigrammen wissen wir es geradezu, daß sie im Bibliothekszimmer seines lieben Freundes und Verlegers Johann Karl Bohn entstanden sind. Hagedorn pflegte dem Freunde, wenn er bei ihm arbeiten wollte, eine Nachricht der folgenden charakteristischen Art zu schicken: „Heute Nachmittag um drei Uhr werde ich mich in Ihrer Bibliothek einfinden, um einige einsame Stunden daselbst zuzubringen. Ich bitte für mich bereit zu halten: drei Bouteillen Eutiner Bier, von denen die Pfröpfe so gelöset sind, daß man sie leicht und gleich abziehen kann, und drei neue Pfeiffen, jede mit Kanaster leicht und gut gestopft.“ [1]) — Solche Gefälligkeit vergalt Hagedorn damit, daß er Bohn bei manchen Verlagsangelegenheiten mit seinem einsichtigen, gelehrten Rate zur Hand ging: Aus Büschings Munde wissen wir z. B., daß Hagedorn die Übernahme der Büschingschen Erdbeschreibung persönlich veranlaßt hat. [2]) Wie sehr Bohn sich ihm wiederum verbunden fühlte, sagen am besten die Worte, die er der ersten Gesamtausgabe der Werke voranstellte (1757): „. . . die mehr als väterliche Freundschaft, deren mich der seelige Herr von Hagedorn würdigte und deren ich mich nie ohne die zärteste Wehmut erinnere; eine Freundschaft, die mich in ihm den Menschenfreund so sehr schätzen lehrete, als die Welt den Dichter ewig in ihm bewundern wird.“ Dabei war Bohn — „der ehrliche Bohn“, wie Friedrich stereotyp schreibt — offenbar ein Mann, der mit seinen

[1]) Herold in den Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 347.

[2]) Büsching, Beyträge VI (1789), 198.

Worten sparte; an einen Brief an Giseke hat er „mit Vater Hagedorns Erlaubnis“ einen Gruß angehängt, in dem er von sich sagt: „bin ich gleich nicht durch und durch zärtlich, so habe ich doch ein freundschaftlich und redliches Hertz.“

Äußerlich betrachtet, ist das Lebenswerk des Dichters von bescheidenem Umfang: in der enger gedruckten Ausgabe von 1757 ein Oktavband von normalem Umfang, in der luxuriöser ausgestatteten drei schmale Bände. Aber Hagedorn hat auch nichts weniger als den Ehrgeiz besessen, ein Vater vieler Bücher zu werden; dazu war er viel zu strenge gegen sich selbst. Seiner Natur war überhaupt das Lesen angemessener als das Schreiben; davon legen die in Zürich bewahrten Briefe des Dichters an Bodmer hinreichendes Zeugnis ab.

Formal betrachtet, sind seine Werke von großer sprachlicher Reinheit. Er hat fortwährend gefeilt und feilen lassen. So hatte sein Freund Dr. M. A. Wilckens — neben dem älteren Liscow der einzige, den er mit dem vertraulichen Du anredet [2]) — mandatum sine clausula, zu ändern was ihm nicht gefiel: [3]) Auf der Stadtbibliothek hat sich ein Dutzend Briefe erhalten, die Hagedorn dem Freunde in seinen poetischen Wehen geschrieben hat. — Die sprachliche Strenge veranlaßte ihn auch, die moralischen Gedichte einzeln drucken zu lassen und sie auserwählten Freunden mit der Bitte um ihr Urteil zu übersenden. Denn im Gegensatz zu Bodmer, der die Kritiker kurzweg Esel [4]) nannte, hatte Hagedorn große Achtung vor seinem Publikum. Charakteristisch für diese sprachliche

[1]) 11. III. 1753, abschriftlich in Sammlung Lappenberg.

[2]) Köstliche, humorvolle Briefe Friedrichs an Liscow findet man bei Helbig, C. L. Liscow (1844).

[3]) Brief 10, o. D. wohl 1745.

[4]) 6. IX. 1744 bei Eschenburg V, 174.

Selbstzucht ist eine Äußerung, die sich in einem Briefe an Giseke findet: „Ein Autor hat eine unumschränkte Gewalt über seine Schriften und gleichsam ein Jus vitae et necis. Ich sehe gewisse unrichtige Ausdrücke, die sich in meine Gedichte einschleichen dürfen, als Wechselbälge an, die ich verstoßen und nicht erkennen muß; auch gedenke ich einigen Dichtern ein gutes Exempel zu geben, die, wie es scheinen könnte, die Auslöschung einer ihrer Zeilen für einen Kinder-Mord ansehen.“ [1])

Trotz alledem hat Hagedorn, wie er Bodmer und vielen andern gesteht, an seinen Gedichten nur eine „geringe Selbstzufriedenheit“ gefunden.[2]) Ganz anders die Zeitgenossen, die ihn im Zusammenhang mit der vorangegangenen Generation sahen: Herold nennt ihn geradezu die Morgenröte des guten Geschmacks in Deutschland; „denn in den Jahren, da die Verfasser der bremischen Beiträge ihre schriftstellerische Laufbahn anfingen, gegen die Jahre 1741 bis 1750, näherte sich Hagedorn beinahe dem Ende der Seinigen ... Nimmt man auf diesen Umstand Rücksicht, so kan man die Gedankenfülle, die Korrektheit des Styls, die Harmonie des Versbaus und den ungezwungenen und doch kraftvollen Ausdruck unsers Dichters nicht genug bewundern, zu einer Zeit, wo die, welche damals für Dichter galten, gedankenleer, in ihrer Schreibart nachlässig, ohne Gefühl für das Wohltönende des Versbaues, und voll gesuchten, und doch verfehlten Witzes waren.“ [3]) Aus den zahllosen und absolut einstimmigen Urteilen, die Hagedorns sprachliche Kunst im 18. Jahrhundert erfahren hat, will ich hier nur noch das kompetenteste anführen: Wieland sagt in der Vorrede seiner poetischen Schriften: „Brauchen wir einen andern Beweis als unsern Hagedorn, den ächten Horaz unserer Nation, wenn anders jemand diesen Namen verdienen kann; den Dichter den an Feinheit des Geschmacks keiner, von welcher Nation es sey, übertroffen hat, und dem wenige an Fleiß jemals gleichen werden ...“ [1]) Hagedorn selbst aber setzte solchen Erhebungen mit ungekünstelter Bescheidenheit entgegen: „Der mich lobt, mag mein Lob verantworten.“ [2])

Inhaltlich betrachtet, ist aller Hagedornschen Poesie ein starker lehrhafter Einschlag eigen, sogar seiner Lyrik. Dem heutigen Leser ist nichts peinlicher als diese Wahrnehmung. Wir haben längst die Fähigkeit verloren, ein Lehrgedicht zu lesen, in dem Zeile für Zeile epigrammatisch einen neuen Gedanken bringt; wir graben uns daher aus dem Vorrat Hagedornscher Dichtung die leichteren Lieder aus und hoffen, in ihnen das Wesentliche seiner Kunst gefunden zu haben. Ganz anders das 18. Jahrhundert: Hagedorn hat seinen Werken die Moralischen Gedichte vorangestellt, und das war zweifellos im Sinne seiner Zeit! Man nimmt den Maßstab zur Beurteilung des 18. Jahrhunderts so leicht aus dem Rokoko der bildenden Kunst und denkt sich das Temperament seiner Menschen so graziös und heiter wie die gleichzeitige Kunst — ob mit Recht, darf im Hinblick auf die verbriefte Wirkung der Hagedornschen Poesie bezweifelt werden. Gewiß ist er der Vater der anakreontischen Dichtung geworden und als solcher noch heutigen Tages allseitig bekannt; ebenso gewiß aber ist es — und das wird meistens übersehen —, daß gerade seine schwerfälligen, moralphilosophischen Gedichte es gewesen sind, die es seiner Zeit bis zur Rührung antaten! Zeuge dafür mag z. B. des Dichters Bruder sein: „Ich kann sagen, daß ich eine recht unbeschreibliche Freude über dein schönes Gedicht von der Glückseligkeit und den dir daraus billig erwachsenden Ruhm empfunden habe. Vor

[1]) 25. IX. 1746, abschriftlich in Sammlung Lappenberg.

[2]) 3. VII. 1742, Eschenburg V, 84.

[3]) Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 361.

[1]) Schmid 398 f.

[2]) An den Bruder am 23. III. 1753, Eschenburg V, 33.

Tische gestern vergaß ich über dem Lesen ein nöthiges Ausgehen und nach Tische hatte ich meinen Caffe in Gedanken hineingeschlürfet, ohne zu wissen, wie die Kanne leer geworden. O Gott gebe dir ein langes Leben, lieber Bruder, und lasse dich die Glückseligkeit genießen, die du so schön beschreibst...

Die ganze Austheilung ist in deinem Gedichte schön. Der Anfang klar und sanft wie ein Bach und führt den Leser unvermerkt in den Strom. Dahin gehört auch der recht erhabene Ausdruck: Ist Pöbel in dem Staub, ist Pöbel auf dem Thron... (Folgt eine Zergliederung der andern „erhabenen" Schönheiten.) Aber was den Leser vollends rühret, per modum alluvionis das Herz einnimmt und Thränen in die Augen stößt, ist die ganz unvergleichlich und unverbesserlich geschlossene Stelle, wo die Mildthätigkeit und das mitblutende Herz bei dem Schmerz des Nächsten beschrieben ist. Da habe ich aber auch das Blatt weglegen müssen...

Eine der schönsten Beschreibungen, die ich in meinem Leben in solcher Kürze gelesen, ist wie der Landmann die Ruhe gähnend hascht und schnarchend fest verwahrt. So viel ich da erzählt, so viel und mehr werden auch Exempel seyn, so die Schweizer in ihrer Dichtkunst und Kritik anführen werden..." [1])

Solche Äußerungen, die zeigen, wie begierig diese Lebensphilosophie eingesogen wurde und das Herz der Zeitgenossen im tiefsten Grunde ergriff, haben sich vielfach erhalten. So schreibt z. B. unser Landsmann, der Dichter Johann Arnold Ebert, als er in Leipzig Theologie studierte: „Ich bin, nachdem ich es (die Glückseligkeit) gelesen, viel zufriedener und vergnügter, viel weiser, und also auch viel glücklicher geworden, als ich vorher gewesen bin. Ich habe in demselben einen nicht geringen Trost für meine jetzigen Umstände gefunden; ich habe seit der Zeit den Überfluß noch mehr, wie sonst, verachten, und dasjenige, wodurch man die Zufriedenheit und einen gesetzten Geist erhält, emsiger, wie sonst, suchen gelernt; ja ich habe mir auf meinen geringen Stand und auf meine Armuth fast etwas einzubilden angefangen, seitdem Sie dieselbe in Ihrem Gedichte gleichsam geadelt haben, und ich in der Meinung befestigt bin, daß man in meinem Stande leichter ruhig, weise und glücklich werden könne, als in einem andern. Ich freuete mich, viele Gedanken, die ich mit Vergnügen in einigen Alten gelesen, oder von Ihnen gehört, und die an sich schon erhaben sind, hier in einer noch erhabnern und nachdrücklichern Sprache zu hören..." [1])

Ähnlich Giseke über den „Horaz": „Ich bin noch zu voll von Ihrem Gedichte, als daß ich mich unterstehen könnte, davon zu urtheilen. Aber ich habe es mit meiner ganzen Empfindung gefühlt, daß es schön ist... Verstehen werden es freilich eben so wenig Leser, als Ihre Freundschaft, Ihren Falken, und fast alle Ihre Gedichte. Aber für die Einfalt singen Sie so wenig als die Nachtigall. Ich freue mich, daß ich es verstehe..." [2])

Hagedorn hat es Bodmer gegenüber oft

[1]) 16. XI. 1743, Sammlung Lappenberg.

[1]) Eschenburg V, 232 (16. XI. 1743).

[2]) Eschenburg V, 283 (28. VI. 1751). Vergl. ferner die Beurteilung des Weisen durch Hagedorns Bruder („so stark als ich jemals etwas gelesen") und die Schweizer, Eschenburg IV, 60 ff.; ferner C. H. Schmid im Nekrolog I (1785), 300 über die Moralischen Gedichte, z. B. über die Glückseligkeit: „Es enthält eine Rhapsodie edler Gedanken, die, wie von den Lippen eines Weisen, natürlich, und dennoch nachdrücklich herabströmen. Hagedorn's Lehrgedichte bestehen aus einer Reihe scharfsinniger und körnichter Sittensprüche mit treffend geschilderten Karakteren durchflochten, mit einer urbanen Satire gewürzt, in einer gedrungnen Kürze, mit gefälliger Eleganz, und beneidungswürdiger Harmonie vorgetragen. Vor ihm hatten wir unter den Dichtern noch keinen so beredten Sittenlehrer gehabt, vor ihm hatte noch keiner moralische Wahrheiten mit so vieler Wärme vorgetragen,

ausgesprochen, daß er den Schwerpunkt seiner Kunst in der didaktischen Poesie sehe. Von seiner Lyrik hat er wenig wissen wollen; und nicht aus Bescheidenheit, sondern aus prinzipieller Überzeugung nennt er sie nugas canoras. Er wendet sich von ihnen ab, weil er das einzig würdige Ziel, dem ein gereifter Mann zustreben soll, in der Verkündigung edler Wahrheiten erkennt. Er gesteht, daß sein Lieblingsgebiet durchaus die moralischen Briefe sind, und er macht sich ein Bild von dem erhabenen Beruf des Dichters als des weltweisen Predigers, an dem gemessen ihm alles unpoetisch erscheint, was er bisher geschrieben. „So ist meine itzige Gesinnung, in Ansehung meiner Dichterey, beschaffen und ich stelle mir einen Poeten fast in der Vollkommenheit vor, nach welcher die stoischen Lehrer ihre unerfindlichen Weisen bildeten, ja, so lange ich dieser Idee mich überlasse, bereue ich, als unpoetisch, alles was ich bisher meiner Feder entfallen lassen, und gerathe mit Gedanken und Wünschen in Sphären, in welche die meisten meiner deutschen Mitbrüder in Apollo sich nicht gewagt haben und, wohin zu dringen, mir weder Jahre noch Zeit, noch Kräfte zulassen. Alsdann scheint mir auch nichts so rahtsam zu seyn, als die Welt mit Kleinigkeiten zu verschonen.“[1]) So schrieb Hagedorn ein Jahr vor seinem Tode, 1753.

vor ihm noch keiner (und dies ist einer der größten Verdienste Hagedorn's um unsre Dichtkunst) unsrer Sprache so viel Wohllaut gegeben“; vergl. auch des Freiherrn v. Bielefeld Freundschaftliche Briefe, Danzig und Leipzig 1770[2]; dort I, 226, 410 und II, 137 drei Briefe an Hagedorn. Im ersten vom 20. VIII. 1740 heißt es über die Fabeln: „Wir haben in unserer Muttersprache nichts das besser gedacht oder besser ausgedrückt wäre; Sie verbinden mit des Fontaine natürlichen Munterkeit im Erzählen eine unendliche Gelehrsamkeit, die sie, ohne sich dem Verdachte der Schulfüchserei zu nähern, auf eine überaus angenehme Art anzubringen wissen ...“

[1]) An Bodmer 16. IX. 1753, Universitäts-Bibliothek Zürich; vergl. dazu 17. IX. 1752, 19. V. 1753 und 10. IV. 1743 ibidem.

Von diesem Standpunkte aus versteht es sich, daß Hagedorn Milton und Klopstock mit vollem Verständnis gegenüberstand, dagegen dem anakreontischen Treiben nur wenig Geschmack abgewann; und es ist ganz folgerichtig, daß er die jungen Leute, die sich ihm anschlossen, auf die moralischen Themen hinlenkte.

Charakteristisch ist da vor allem der Rat, den er seinem Schützling Fuchs erteilt, „sich nützliche Wahrheiten zu wählen, um durch eine poetische Einkleidung sie gefälliger zu machen“, oder wie es in einem andern Briefe an denselben heißt: „Ich will nicht erwähnen, daß . . . noch viele Wahrheiten unerörtert sind, oder wenigstens nicht in dem ganzen Umfange ihres Einflußes ausgeführt worden; und daß z. E. ein Jacobi ein glückliches Beispiel gegeben, wie man . . . mittelst einer neuen Einkleidung bekannter Wahrheiten, ihnen einen empfindlichen Nachdruck und eine vorteilhaftere Stellung geben kann . . .“[1])

Das war also eine Dichtkunst, die nicht aus dem vollen Herzen und einem musikalischen Formbedürfnis entsprang, sondern die mit dem Verstand erdacht wurde und bis zu einem gewissen Grade erlernbar war. Mit vollem Recht sagt daher Scherer, daß Hagedorns Muse mehr Geschmack, Verstand und Witz bewähre als Phantasie und Gefühl.[2])

Hagedorns Gedichte, Fabeln und Erzählungen sind zweifellos zum großen Teile aus jenen weißen Kartenblättern entstanden, die er bei sich führte und auf denen er bei seinem unerschöpflichen Leseeifer notierte, was ihm durch Geist oder Form gefiel.[3]) Die zahllosen

[1]) 13. II. 1752 und 24. IX. 1753 bei Eschenburg V, 65 und 69; vergl. auch Äußerungen wie „Freundschaft ..., die, wahrer Dichtkunst gleich, so bessert, als ergetzet“ im Lehrgedicht „Die Freundschaft“ (1748), Eschenburg I, 69; oder an Wilckens 31. XII. 1737: die Materie soll „mehr lehren und erbauen, als reitzen und rauschen.“

[2]) Literaturgeschichte[9] (1902) 376.

[3]) Schmid 399: „Alle seine Einfälle schrieb er auf, warf sie in ein großes Portefeuille, und nach einem

Anmerkungen und Quellenangaben legen Zeugnis davon ab. Eine eindringende Untersuchung würde wohl auch belegen können, daß eine Fülle von Gedanken Wolffs und der Aufklärung in seinen Werken poetische Form angenommen haben — auch das ein Grund, weswegen seine Muse von den Zeitgenossen so hoch geehrt worden ist.

Gegen Ende seines Lebens trug Hagedorn sich mit dem Gedanken, die Poesie gegen die Herausgabe kritischer Briefe einzutauschen, d. h. die Dichtung gegen die Wissenschaft. Und kann man sich darüber wundern, wenn man die Grundlagen seines Schaffens bedenkt? Schon 1745, also neun Jahre vor seinem Tode, schreibt er Gleim einmal, daß er geneigt sei, seine nugas canoras in Ansehung ihres mäßigen Wertes nicht fortzusetzen. „Überhaupt scheint mir die Kunst, in der Poesie zur rechten Zeit aufzuhören, eine der schwersten zu seyn. Man überlebt ... seine besten Kräfte, ohne den Abgang zu merken ...“[1]) Die kritischen Briefe, die an ihre Stelle zu treten bestimmt waren, sollten die Untersuchung der Wahrheit, die Mitteilung gründlicher Gedanken zum Endzweck haben.[2]) Zweifellos hätte Hagedorn auch hierin etwas Großes und Größeres als seine Vorgänger geleistet, denn die Prosa stand ihm so flüssig und so geistvoll zu Gebote wie keinem seiner Zeitgenossen. Dazu war er ein Meister in der Pointe, die ihm grade in der ungebundenen Rede am schärfsten gelang. Die Briefe seiner reiferen Jahre sind schon äußerlich in ihrem großen klaren Duktus eine Freude.[1])

Zur Ausführung kam dieser Plan nicht mehr. Hagedorn ist bis an sein schmerzensreiches Ende der Muse treu geblieben.

9. Krankheit und Tod.

Die Schatten waren lange vorausgefallen. Schon 1741 schreibt der 33jährige Dichter seinem Bruder: „Meine Unlust zum Rennen und meine podagrischen Steifigkeiten berechtigen mich zu mehrmaligen Exclamationen über das schlechte Pflaster, über die rauhe Nachtluft, und über das kaum verantwortliche Verfahren meines Vaters, mir seinen Wagen nicht zu lassen.“[2]) In einer poetischen Epistel die Hagedorn im gleichen Jahr von seinem Freunde Stüven erhielt, bekommen wir ein klares Bild seiner Krankheit, mit Ursache und Wirkung. Stüven schreibt:

„Mein Freund, an den ich nie als mit Vergnügen denke
Und den ich oft im Geist mit Bier und Porter tränke,
Was macht dein kranker Fuß, was macht dein Podagra?
Ist noch der truckne Brand zu nasser Hitze da?“[3])

Jahre musterte er sie. Was ihm alsdann nicht gefiel, verbrannte er ... der Überrest ward noch ein Jahr bey Seite gelegt, und alsdann nochmals mit der größten Strenge geprüft.“ Vergl. auch Lessing, Kollektaneen I, 326 und 329; Herold in den Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 353.

[1]) Eschenburg V, 147.

[2]) Schmid 399, Herold in den Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 353. Mit diesem Plan in Zusammenhang steht jedenfalls die folgende Anfrage an Giseke vom 16. XII. 1750: „Wer ist der Herr Stockhausen in Helmstädt? Mir gefallen seine Grundsätze wohleingerichteter Briefe ... so sehr, daß ich wünschen möchte, ihn zu kennen, um meine Gedanken wegen der von ihm verheißenen Sammlung erlesener Briefe ihm eröffnen und dazu wenigstens ein Dutzend aus den englischen und französischen Briefen vorzuschlagen, die ich als Meisterstücke ansehe und immer mit neuem Vergnügen lese.“ Hagedorn trat alsbald mit Stockhausen in Briefwechsel (vergl. seinen Brief an Giseke vom 2. VII. 1751) und schickt ihm einen „fast mühsam ausgearbeiteten Plan“, an Giseke 19. IX. 1751, abschriftlich in Sammlung Lappenberg.

---

[1]) Sein Gegensatz ist auch hierin Christian Ludwig, der ebenso undeutlich wie umständlich schreibt.

[2]) Eschenburg V, 31.

[3]) Baireuth 12. IX. 1741, Sammlung Lappenberg. Das Kuvert dieses Briefes trägt die Aufschrift: Monsieur de Hagedorn, le Peché Originel (wörtlich: Erbsünde) de la Magnifique et Tres Savante Libre Republique Imperiale de Hambourg au Bohm Haus par adresse de la Cuisiniere.“ Das Baumhaus, durch dessen Köchin der Brief bestellt werden soll, war ein bekanntes Hamburger Gasthaus.

Wer weiß, daß Hagedorn an der Wassersucht gestorben ist, erkennt hier ihre ersten Symptome. Sie tritt an der Peripherie des Körpers auf, an den Stellen, wo schon im normalen Zustand die Blutzirkulation die meisten Schwierigkeiten zu überwinden hat, und führt daher zuerst zur Anschwellung der Knöchel und Füße, auch der Augenlider.

Drei Jahre später — 1745 — zeigte sich ein neues Symptom derselben Krankheit: die Brustbeschwerden und der Husten, die durch den Eintritt des Wassers in die Brusthöhle hervorgerufen werden. Hagedorn klagt: „ich bin seit einigen Wochen fast niemals im Stande gewesen, etwas vorzunehmen, und Brustbeschwerden, Husten und andere Zufälle haben mich dergestalt stündlich heimgesucht, daß nach Erachten der Ärzte es bey mir . . . recht gefährlich werden können . . .“[1]) Beide Symptome kehren in seinem Todesjahr wieder.[2])

Christian Ludwig macht einmal eine Bemerkung, als ob Friedrich das Podagra als Erbteil überkommen habe. Vielleicht — jedenfalls aber hat er seiner Entwicklung kräftig Vorschub geleistet, denn er gehörte durchaus nicht zu den Dichtern, die den Wein besingen und Wasser trinken; sicherlich waren auch die Tischgesellschaften nicht immer sokratisch — so wenig es im Sinne des alten Philosophen war, drei Tage edendo, bibendo, ridendo mit dem Kanonikus von Rumohr ohne den geringsten gelehrten Diskurs zu verbringen.[3]) Auch Friedrichs Bequemlichkeit hat ihr Teil an dem endgültigen Ausgang.

Das Jahr 1745 scheint einen Höhepunkt seiner Krankheit bedeutet zu haben. Wenigstens hört man in der Folge weniger und nur vom Podagra. Friedrich schildert seine Beschwerden 1750 einmal sehr humoristisch: „Sie errathen wohl nicht aus meinem heutigen Brief-Styl, daß ich endesunterschriebener das Podagra habe. Aber ich habe es reichlich, und ich könnte meinen rechten unbändigen Fuß halsstarrig nennen, wenn es sich von einem Fuß sagen ließe. Gleichwohl verpflege ich schon seit 14 Tagen den Aufrührer als den besten Freund und er wird gestreichelt und eingehüllt als ein reicher Alter, der sein Testament macht.“[1])

Die Hoffnung auf Genesung hat Friedrich nicht fahren lassen, obwohl er den Namen seiner Krankheit wußte.[2]) Aber wie es in ihm aussah, lassen die ergreifenden Worte an seinen Bruder erkennen: „Ich rüste mich zu neuer Geduld... auf den schon herandringenden traurigen Winter... Wenn ich ein Buch vor mir habe, so denke ich nicht an meine Krankheit... Zeit und wahre Muße zum Studiren möchte ich fast mit Blut erkaufen; so erfreut mich in meinen grauen Haaren die Lust zu lernen. Quelle folie! Als wenn das glücklich machte ...“[3]) — Wenn nicht seine letzte, so doch bestimmt seine liebste Lektüre sind Reimarus Vornehmste Wahrheiten der natürlichen Religion gewesen, die damals gerade erschienen waren.[4]) Mit einem Buch in der Hand ist er

[1]) An Ebert, Eschenburg V, 140.

[2]) Eschenburg V, 37 und 44; an Prof. Wideburg in Jena: „erwarte vom Frühling neue Kräftigung und die völlige Genesung meiner Brust und Füße.“ 18. III. 1754, Sammlung Lappenberg.

[3]) 14. Juni 1750, Eschenburg V, 31.

[1]) An Giseke 16. XII. 1750 abschriftlich in Sammlung Lappenberg.

[2]) „Noch bin ich krank, doch mit beständiger Hoffnung endlicher Genesung“, an Giseke o. D. (1754); „zehn wassersüchtige Krüppel, zu welchen ich noch wörtlich gehöre“, „ich bin mit langen altdeutschen Besuchen, bey denen die phlegmatischen Sitzer auf eine mir empfindliche Art ihre Knochen ausruhen lassen (wassersüchtiger Einfall), mich aber schwatzen gemacht und auf Stunden ermüdet... überhäuft worden.“ an Giseke o. D. (1754).

[3]) 20. IX. 1754, Eschenburg V, 43. Auf der Rückseite das Gedicht „In einer schweren, oft schmerzhaften Krankheit“, Eschenburg I, 139. Es findet sich auch in dem letzten Brief an Giseke o. D. (1754).

[4]) An Giseke o. D. (1754).

auch eingeschlafen, am 28. Oktober 1754, morgens gegen 7 Uhr.[1])

Sein Freund Zimmermann hatte ihm vorher das Abendmahl gereicht. Hatte er im Leben der englischen Kirche angehört, so trat er jetzt im Tode zur evangelischen zurück. Der Hamburger Arzt Dr. Olde schrieb kurz darauf an Giseke: „Viele Leute thun ihm hier die überflüssige Ehre an, und sagen, daß er als ein Philosoph gestorben ist. Ich freue mich, daß ich Dir sagen kann, daß er als ein Christ gestorben ist, sich mit seinem Erlöser ausgesöhnt, und im Glauben an ihn das Abendmahl empfangen hat.“[2])

Hagedorn soll oft gesagt haben, ein ehrlicher Mann dürfe nicht mehr als 45 Jahre alt werden. Wie die Probe aufs Exempel mutet es an, daß er sein Leben im 47. Jahre beschlossen hat.[3])

Am 1. November 1754 wurde er im Dom nahe der südwestlichen Tür in der Gruft seiner Schwiegereltern beigesetzt. Sein Name blieb ungenannt und nur wenigen war seine Grabstätte überhaupt bekannt. 1796 liefen die Ruhejahre ab; die Gruft ward geleert und neu verkauft. Wo der Totengräber damals seine Gebeine verscharrt hat, weiß kein Mensch.[4])

[1]) Schmid 394; Hamburgischer Correspondent 29. Oktober 1754.

[2]) Kestnersche Autographensammlung in Dresden, zitiert bei Herm. Schuster, Hagedorn (1882) 43. Vergl. ferner Schmid II, 395 und v. Bar in seinem Leichengedicht der Croppschen Sammlung auf der Stadtbibliothek. — Über Olde vergl. das Hamb. Schriftstellerlexikon V, 588; Hagedorn schätzte ihn wenig; eine bittere Charakteristik seines „windigen und pralenden Wesens“ gibt Herold in seinen handschriftl. Notizen der Sammlung Lappenberg; vergl. auch S. 93.

[3]) Eschenburg IV, 16.

[4]) F. J. L. Meyer, „Skizzen“ II, 272. Über die rechtlichen Verhältnisse, die der Bestattung im Dom zugrunde lagen, vergl. Hitzigrath, Merchants Adventurers (1904) 74. Das Domkapitel war vom Senat und vom geistlichen Ministerium unabhängig; seit dem Stockholmer Frieden (1719) unterstand es dem König von England als Kurfürsten von Hannover; seit 1803 wieder Hamburg.

Seine Witwe war 1778 noch am Leben. Christian Ludwig von Hagedorn und die Engländer sorgten für sie. „Die Landsleute des Dichters, die Dänen und Hamburger, würden sie haben verhungern lassen.“[1])

10. Eine Selbstbiographie.

Wir besitzen aus Friedrichs Munde eine kurze, charakteristische Beschreibung seines Lebens und Wesens. Er hat sie Bodmer auf ausdrücklichen Wunsch am 19. September 1748 mitgeteilt. Diese Worte mögen unsere Lebensbeschreibung abrunden und beschließen: „Ich will also demjenigen, was ich von Zeit zu Zeit in meinen Briefen mit so altdeutscher Offenherzigkeit Ihnen von mir angezeigt habe, als ob ich mit Ihnen spräche, wie Ihr Philocles, itzo noch hinzusetzen, da Sie meine Umstände zu wissen verlangen: daß ich zu einem beträchtlicheren Glücke gebohren und erzogen worden, als ich, nach dem frühzeitigen Ableben meines Vaters, eines Königlich Dänischen Conferentz- und Etats-Raths, auch vieljährigen Ministers im Niedersächsischen Craise, in dessen Fußstapfen mein Bruder am Dresdenschen Hofe getreten ist, gesucht und erhalten habe: daß meine Neigung zu den Engelländern, bey welchen ich mich zwey Jahre in London aufgehalten, die einzigen Jahre, die ich wieder zu erleben wünschte, und die Liebe zur Freyheit, welche mir mehr angebohren, als eingeflößt worden, mich im Jahre 1733 veranlasset, der hiesigen Company of Merchants Adventurers of England, welche seit 1618 in Hamburg gewesen, mich, als Secretaire, zu verpflichten, von welcher Gesellschaft in des Savary Dictionaire du Commerce eine gute Nachricht zu

[1]) Schmid 396. In seinem Testament von 1760 vermacht Christian Ludwig der Schwägerin sein Silberzeug, Dresden Amtsgericht H. 548, S. 49b; 1776 (oder früher?) fügte er 60 Taler jährliche Unterstützung hinzu, Dresden Amt H. 655, S. 99; Empfangsbescheinigung der Schwägerin vom 5. XI. 1778 H. 548, S. 107.

finden ist: daß die Liebe zur Ordnung mich schon vor mehrenteils eilf Jahren bewogen, mit einer Engelländerin mich zu verehelichen: daß übrigens mein größter und liebster, zeitlicher Reichtum in einem Vorrathe guter, von mir selbst gesammelter Bücher besteht, welche ich aber keine Bibliothek nennen kann: daß ich meine Muße, die aber immer abnimmt, mehrentheils ihnen widme, überhaupt weit mehr lese, als schreibe; lieber denke, als rede; selten mehr, als Einen Freund mir zur Gesellschaft wähle, hier die Angesehensten kenne, ohne sie zu suchen und von ihnen etwas zu verlangen, neue Freundschaften meide und die mir so angenehme Dichtkunst doch nur als die schmackhafteste Würze anderer Wissenschaften, welchen ich sie vorzeiten vorgezogen, itzo zu gebrauchen pflege. Gleichwohl lese ich noch immer nichts so gern, als den Horaz. Ich erinnere mich, daß der Tatler sagt: No one will ever relish an Author thoroughly well, who would not have been fit company for that Author had they lived at the same Time. Ich liebe den Horaz, oder vielleicht mich, dergestalt, daß ich mir oft träumen lasse, wir würden, wenn wir zu einer Zeit gelebt hätten, gar gute Freunde gewesen seyn. Er würde mich wenigstens, wie sich selbst, nicht zu groß, noch hager |:oder als einen Papefiguier:|[1]) auch praecanum, solibus aptum, vielleicht auch irasci celerem, tamen ut placabilis essem befunden, und, seine unübertreffliche Poesie ausgenommen, seinen sinnlichen und moralischen Geschmack von dem meinigen nicht gar sehr unterschieden zu seyn, wahrgenommen haben. Dabey hätte ich ihm gerne gestattet, seinen August zu vergöttern, nicht aber den Labeo zu verkleinern, und er hätte mir erlauben müssen, lieber ein Salsamentarius oder Coactor zu seyn, als einen Regenten zu erheben, der wirklich nicht so glücklich wäre, mein Hertz mit rechter Überzeugung gewonnen zu haben. Ich würde meinem Horaz vorgestellt haben, ob er nicht in seinen Gedichten einige Kleinigkeiten verändern und sein Proscripti Regis Rupili pus atque venenum verbrennen müßte, aber auch ihm freystellend, wenn ich es nicht schon selbst vorlängst gethan hätte, nicht wenige von meinen Poesien einzuäschern. Und wie oft wollten wir am Ufer des Meeres, in Tarent und in Tibur des städtischen Geräusches vergessen und in der freyen, gesunden Luft die sollicitae jucunda oblivia vitae gesucht und gefunden haben! Wollte ich weiter mit solchen Gedanken spielen, so sollten Sie unser Quintil, Haller, welcher, wie ich vernehme, ein Helden-Gedicht von Carl dem Kühnen schreiben wird, unser Varius, Canitz unser Metell, Gellert unser Cervius gewesen seyn, andere aber hätten wir dem Tigell, dem Demetrius und ihren Schülern und Schülerinnen überlassen."

[1]) Vergl. das Sinngedicht Auf einen Papefiguier und Verächter der schönsten Stellen im Milton, Eschenburg I, 175.

IV. DAS BILDNIS FRIEDRICHS VON HAGEDORN.

1. Die Familienbilder.

Als sich die beiden Brüder Hagedorn unmittelbar nach dem Tode ihrer Mutter in Halle und Jena zum letzten Mal sahen (1732), trafen sie das Abkommen, daß die Familienbilder in den Besitz des jüngeren Bruders übergehen sollten.[1]) Demnach fielen, soweit sich nach gelegentlichen Bemerkungen urteilen läßt, Christian Ludwig ein Porträt seiner Großmutter und ein Miniaturbild seines Vaters zu.

Vom Bilde der Großmutter läßt sich nicht viel sagen. Es scheint ein Ölbild gewesen

[1]) Wolfenbüttel Nov. 631, 12.

zu sein. Christian Ludwig schreibt es dem Holländer Backer oder dessen Schule zu, möchte aber gerne wissen, ob Denner der gleichen Meinung ist.[1]) Es geht daraus hervor, daß das Bild 1744 noch in Hamburg war. — Hinsichtlich der Persönlichkeit bleibt die Auswahl zwischen Großmutter Hagedorn und Großmutter Schuhmacher. Die eine lebte in bescheidenen Verhältnissen in Ütersen, die andere wohlsituiert in Hamburg. Es besteht daher mehr Wahrscheinlichkeit für die letztere.

Das Bild des Vaters war ein auf Porzellan gemaltes Miniaturporträt von Balthasar Denner. Der kleine Christian Ludwig hatte daneben gesessen, als der berühmte Mann den Vater malte (vor 1722), und hatte, als Denner dem Konferenzrat die Peruque anlegte, ängstlich gefragt, wo er denn des Vaters Ohren ließe; sein Papa habe Ohren! Man erfährt auch noch, daß der Kopf offenbar en face gemalt und das Gewand cremoisinfarben war — aber das Bildchen, das bestimmt in Christian Ludwigs Besitz übergegangen war, wird mit seinem Nachlaß nach Dänemark gekommen und dort zugrunde gegangen sein.[2])

Von weiteren Familienbildern ist nichts bekannt; insbesondere scheint ein Porträt der Mutter nicht vorhanden gewesen zu sein.[3])

2. Die Bildnisse des Dichters.

Wohlunterrichtet sind wir dagegen über die Züge des Dichters. Er hat sich in reiferen Jahren mehrmals von Denner und van der Smissen porträtieren lassen, zwei Hamburger Malern, von denen der eine Weltruf genoß — allerdings mehr wegen seines absonderlichen Naturalismus, der andere als sein Schüler ihn künstlerisch nicht selten übertraf. Die von diesen Malern geschaffenen Porträts waren, wie es sich bei Friedrichs oft bezeugter Bescheidenheit von selbst versteht, nicht für ihn, sondern für seine Freunde bestimmt: von den beiden Dennerschen Bildern ist bekannt, daß sie für Christian Ludwigs Kabinett gemalt wurden; von den van der Smissenschen Porträts besaß das eine Ölbild Hagedorns treuester Freund, der Arzt Peter Carpser, das Pastell sein Verleger Johann Carl Bohn, das dritte Bild anscheinend ein Leipziger Freund, wenigstens wurde es hier in Leipzig bereits ein Jahr nach Hagedorns Tode von dem jüngeren Fritzsch gestochen (1755).

a) Das Dennersche Genrebild.

Entstehungsgeschichte. Von den beiden von Denner gemalten Bildern des Dichters ist das ältere bisher nicht wieder aufgefunden. Doch sind wir über seine Entstehungsgeschichte und seine Komposition gut unterrichtet. Da die Entstehungsgeschichte die gleiche ist wie die des folgenden, uns erhaltenen Bildes, so findet sie zweckmäßig schon hier ihren Platz. Sie beginnt mit einem umständlichen Werbebrief Christian Ludwigs von Hagedorn, der am 22. Dezember 1740 an Denner geschrieben wurde und für den Absender wie für den Empfänger charakteristisch ist:

Hochedler Herr,
Hochgeehrtester Herr.

Ew. Hochedelgeboren bezeigte Freundschaft vor meinen Bruder, meine große Hochachtung vor die Malerkunst und in Sonderheit diejenige, so ich von Kindheit auf vor Ew. Hochedelgeboren geheget, werden die Freiheit rechtfertigen, die ich mir nehme, denenselben hier-

[1]) Wolfenbüttel Nov. 632, 10 (Mainz 9. VII. 1744) und 633, 58 (o. D.).

[2]) Briefe Christian Ludwigs an Friedrich, Wolfenbüttel Nov. 630, 5 (Jena 22. II. 1733), 13 (1740), 33 (1741), 34 (1741), 60 (o. D.); über das Schicksal seines Nachlasses vergl. 82f.

[3]) Nur ein Bild des Vizeadmirals Seneca Hagedorn, eines Vetters des Hans Statius von Hagedorn (vergl. S. 10), hat sich noch erhalten, und zwar auf seinem Gut Krumstrup auf Fyn bei dem jetzigen Eigentümer Niels Madsen, in Panzer und mit federgeschmücktem Helm. Mitteilung von cand. mag. Nanna Lange aus dem Provinzarchiv, Kopenhagen 17. VII. 1904 an Oberleutnant Hagedorn, Hamburg.

durch schriftlich aufzuwarten. Darf ich hinzusetzen, daß ein wenig Eigennutz dabei ist, so wird ein so offenherziges Geständniß auch um so eher Verzeihung verdienen. Und wo die Malerey einmahl die Neigung mit der Hochachtung eines Liebhabers rege gemacht, so hat man zum Eigennutz und dem Verlangen etwas von der Hand großer Künstler zu besitzen keinen weiten Schritt zu thun. Ich befinde mich in dem Fall, und da ich mit dem beliebten Herrn Meytens in Wien und anderen mich so oft von Ew. Hochedelgeboren unterredet, so viel Schönes und uniques von denenselben gesehen, auch sonst, ich weiß nicht wie, in Erkaufung guter Gemälde und Erwerbung der Freundschaft und des Zuschubs der besten Wiener Meister, (unter welchen die Landschafter sich sonderlich hervorgethan zu haben scheinen) ganz besonders glücklich gewesen: so kann ich meiner Passion, wie meiner Hochachtung vor Ew. Hochedelgeboren jetzo um so weniger Einhalt tun; als ich nicht allein meines Bruders guten Willen, sondern auch sonderlich dero Gewogenheit benöthiget bin, um mein kleines Cabinet mit einem Gemählde, und wenn es nur eine Skizze wäre, von dero Hand zu bereichern. Meinen Bruder, den ich gern en portrait mit dem ältesten Weiberkopf zwischen Maynz[1]) und Hamburg vermählen, und um seinen Degout zu trösten, ein Toorenvlietisches Buch[2]) vorlegen und eine Schale Caffé in die Hand geben, die alte aber (?) mit Wein und Austern laben, aber so sauren Wein vorsetzen wollte, daß sie noch mehr Runzeln[3]) als gewöhnlich, ziehen sollte; mein Bruder, sage ich (: Ew. Hochedelgeboren verzeihen mir gütigst, wenn ich von der Mahlerey rede, bin ich noch einst so weitläuftig und vergesse über die Ordonnanz der Gemählde, die Ordonnanz meines Briefes:) mein Bruder, den ich so oft um ein Portrait gebeten, vertröstet mich auf einen glückl. Zug aus der Hamburger Lotterie. Ohne aber auf Lotterie-Glück zu bauen, so beschwöre ich vielmehr denjenigen Genium, der über die Mahlerey präsidiert, und mir die Wienerischen Brand, Orient und Querfurt gewogen und in Ansehung des Preises, so sie für ihre, meinem von ihnen theils selbst ordinierten Cabinetchen sehr freundschaftlich gewidmete Arbeit gefordert, zur besonderen Condescendenz vor meine Passion gelenket hat; daher dieser Genius auch Ew. Hochedelgeboren dahin disponiren wird, daß ohne auf Lotterie-Glück zu warten, mein Bruder oder ich, nach unserm geringen Vermögen, den Zeitverlust einigermaßen ersetzen können, da wir die Kunst selber zu zahlen, uns nie in den Sinn kommen lassen können. Wenn aber Ew. Hochedelgeboren sich übrigens einer kleinen, aber aufmerksamen Figur erinnern, welche neben dem seel. Conferenzrath von Hagedorn gesessen, als sie denselben gemahlt, und wo dessen Ohren blieben, sehr besorgt war und darnach fragte, so haben sie nur eine kleine Idee von meinem jetzigen Fürwitz, da ich noch curieuser und dreister in der Frage bin, und den Meister um Meisterstücke anspreche. Der ich mit größter Hochachtung verharre

Ew. Hochedelgeboren

In Eil. gehorsamster Diener

Maynz, C. L. v. Hagedorn.
d. 22. Dez: 1740.

Denner willigte ein, und nun versuchen beide Brüder, den Künstler in guter Laune zu halten. Christian Ludwig spricht von „Douceurs" und fragt bei Friedrich an, ob er den Töchtern italienische Arien senden soll. Friedrich versucht's von einer andern Seite: ihm ist bekannt, daß Madame Denner „die Regentin" des Hauses ist, und so dediziert er ihr einen guten schweren Familienkäse aus

[1]) Christian Ludwig war damals am Mainzer Hofe beschäftigt.

[2]) d. h. ein Buch, wie Toorenvliet es malte.

[3]) Denners weltberühmte Force.

England, mit dem sie ihre Tafel lange Zeit versehen kann.[1])

Was Christian Ludwig erwartet, geht aus dem Briefwechsel der beiden Brüder hervor: zuerst einen Denner kat exochen, d. h. ein Bild, auf dem jedes Fältchen, jede Pore der Haut, jede Haarwurzel des Bartes genau nach der Natur abgeschrieben ist. „Ohne dergleichen Fleiß wäre das verlangte vielleicht ein dir ähnliches Porträt, aber kein Tableau, so man Denner κατ᾽ἐξοχήν zu nennen pfleget.“[2])

Hinsichtlich der Komposition wünschte Christian Ludwig ein „historisches“ Gemälde, d. h. ein Genrebild, auf welchem Friedrich an einem Tisch mit Wein, Austern und Büchern dargestellt werde — in einer Situation also, die ihm nicht gerade fremd war. Auch sollten der Schlafpelz und die Pelzmütze nicht fehlen, zwei Kleidungsstücke, in denen man sich gerade in der Mitte des 18. Jahrhunderts besonders gern malen ließ.[3])

Friedrich scheint die Situation jedoch etwas gar zu vertraulich gewesen zu sein, und auf seinen Rat ist anscheinend das Buch, das ihn „wieder ehrlich machen“ sollte, hinzugekommen; er wollte „nicht als Silen gemahlt sein“.[4])

Als das Bild seiner Vollendung entgegenging, tauchten bei Christian Ludwig allerhand Bedenken auf, die für Denner wenig schmeichelhaft sind. Christian Ludwig war in seiner Sammlerpraxis bekannt geworden, daß es piissima fraus unter dem Mahler Geschlechte sei, das Original selbst zu behalten und eine weniger sorgfältige Kopie zu verkaufen. Im besonderen steht der große Denner im Verdachte, retouchierte Kopien seines Sohnes in den Handel zu bringen. Friedrich soll sich daher das Bild von hinten genau besehen, um es an der Leinewand immer wiedererkennen zu können.[1])

Ende März 1741 ist das Bild fertig.[2]) Christian Ludwig erhält die Nachricht davon am Churfürstlichen Hofe in Mainz und verfaßt mit dem ihm innig befreundeten Satiriker Liscow einen launichten Aufsatz, der leider verschollen ist. Er spricht darin von 12 bis 15 Spezies-Dukaten als Bezahlung.[3])

---

[1]) Christian Ludwig: Wolfenbüttel Nov. 630, 24 und 19 (8. III. und 6. II. 1741); Friedrich: 634, 3 (19. IV. 41). — Die Kunsthalle in Hamburg besitzt ein vom Sohn gemaltes Familienbild mit den Eltern, dem Sohn und den nicht gerade lieblichen Töchtern am Kaffeetisch; künstlerisch ungleich bedeutender ist das schöne, von Vater Denner selbst gemalte Bildnis seiner „Regentin“, das erst kürzlich von der Kunsthalle erworben ist.

[2]) Christian Ludwig macht noch einige andere ähnliche Ansprüche (Wolfenbüttel Nov. 630, 22. 19. 77). Wie reimt es sich damit zusammen, wenn derselbe Mann zur selben Zeit schreibt: „Es stehet aber dahin, ob in der fleißigen Zeichnung der Geist bleibet, denn die Seele der Mahlerey habe ich mehr in diesen flüchtigen Skizzen als in seinen 100 Dukaten Stücken in Wien bemerket.“ Wolfenbüttel Nov. 630, 25 (27. IV. 1741).

[3]) Wolfenbüttel Nov. 630, 15 (Mainz 29. XII. 1740).

[4]) ib. 630, 26 (24. III. 1741).

---

[1]) ib. 630, 38 (4. V. 1741), 56 (23. X. 1741), 79 (o. D.), 80 (o. D.).

[2]) ib. 630, 30 (4. IV. 1741) u. ö.

[3]) Eschenburg, dem nicht klar geworden war, daß es sich um zwei Dennersche Porträts handelte, bezog den Aufsatz („1741“) auf das zweite Dennersche Bild („1744“), vergl. IV, 173. Er hat den Aufsatz später an Gramberg gesandt, der ihn in der Neuen Irene (1806) II, 126 zitiert; die Irene ging mit diesem Bande ein; Gramberg schrieb zwar mit eigner Hand unter das Oldenburger Exemplar „Die Fortsetzung folgt. Gr.“, sie ist aber nicht erschienen, der Aufsatz also ungedruckt geblieben und heute verschollen. — Wenn in der langen, von Eschenburg mitgeteilten Überschrift von Friedrich gesagt wird „des Schwätzers Nicht-Verfasser“, so erklärt sich das aus der Abneigung, die Liscow und der jüngere H. gegen dieses Gedicht hatten, vergl. Neue Irene II, 134. — „Pausias“ ist hier Christian Ludwig. — Liscow als „Vestungsmaler“ erklärt sich aus den unaufhörlichen, lustigen Neckereien zwischen C. L. v. H. und Kriegsrat Liscow, vergl. Neue Irene, z. B. II, 131: Plan de l'Isle Barataria fortifiée, pour y mettre en sureté les tableaux de Mr. de H. pendant la guerre future. Die Bastionen tragen die Namen der von H. geschätzten Maler Fyt, Houbraken, Querfurt, Orient und Mieris. Hierzu eine Zeichnung (1741). — Der „Dominus offerens mit der unnötigen Schamhaftigkeit“ ist F. v. H., der durch diesen „mathema-

Beschreibung. Das Bild ist später mit Christian Ludwigs Nachlaß nach Dänemark gekommen, vielleicht mit verbrannt, vielleicht unter den 13 geretteten Gemälden noch erhalten. Für den Fall, daß es einmal wieder auftauchen sollte, setze ich die Beschreibung hierher, die Christian Ludwig einem Herrn von Meytens in Wien selber gegeben hat: „C'est le portrait de mon frère, à mi corps, de grandeur naturelle, en bonnet et draperie fourrée. Il est assis à une table, et se tourne du coté gauche en y portant la main, surpris d'avoir renversé un verre de vin [:Römer:], qui est sur la table, avec un citron entamé et à moitié pelé avec des huitres et un livre passé en Carton qui finit le groupe. Le fond superieur est un rideau noué.“ [1])

Der Verlust des Bildes ist um so bedauerlicher, als es innerhalb der Dennerschen Porträtkunst durchaus einen Typus für sich darstellt: es ist hinreichend bekannt, daß Denner sich in seinen Bildnissen auf Kopf und Rumpf beschränkte, jede reichere Bewegung vermied, selbst von den Händen absah, weil er seine engen Grenzen kannte.

b) Das Dennersche Porträt.

Entstehungsgeschichte. Das erste Bildnis des Dichters fand nur mäßigen Beifall auf seiten der Brüder. Außerdem genierte Christian Ludwig sich, das Porträt „wegen des Weinglases und dem so oft besungenen Wein“ für ein Bild seines Bruders auszugeben, [2]) und so ward denn ein neues bei Denner bestellt. Es sollte nicht „historicirt“ d. h. genrehaft sein, nur Porträt, mit tableaumäßiger Kleidung und Kontrastierung; und in dieser ehrbaren Form sollte es dann zu den Familienbildern geschlagen werden. [1])

Der Auftrag für dies neue Bildnis wurde etwa in der Mitte des Jahres 1742 erteilt. Ein Jahr später hört Christian Ludwig durch einen Freund, Friedrich sei „schon völlig getroffen und der Kopf fertig, die Stellung aber steiff gewesen“. [2]) Es vergeht noch ein weiteres Jahr, ehe das Bild fertig wird. Die bedeutungsvolle Nachricht lautet: „Mich freut, daß du dich ausmahlen läßest. Dennerus jun. hat minime fundatam intentionem (Fleiß).“ [3]) Diese beiden Sätze stehen in Christian Ludwigs Briefe ganz für sich, man wird sie also miteinander in Beziehung setzen dürfen und annehmen, daß die Ausmalung durch den jüngeren Denner geschah, welcher „sehr faul“ war. Daher das späte Datum der Vollendung (1744), daher auch der fast gleiche braune Rock, den Hagedorn hier und Vater Denner auf dem von seinem Sohne gemalten Familienbilde der Kunsthalle trägt. — Übrigens war eine solche Ausmalung von anderer Hand durchaus nichts Ungewöhnliches, entsprach vielmehr ganz dem handwerklichen Betriebe auch der gesuchten Maler.

Der Preis des Bildes war 6 Dukaten. [4]) Friedrichs Schwiegermutter wurde der Ankauf nahegelegt, [5]) aber sie verzichtete darauf, ihren lieben Sohn auch noch im Bilde vor

tischen Beweis“ überzeugt werden soll, daß 12 bis 15 Dukaten mit einer guten harangue genug für Denner seien, vergl. Wolfenbüttel Nov. 630, 36 (23. IV. 41).

[1]) Über den Nachlaß vergl. 83; die Beschreibung, Wolfenbüttel Nov. 633, 53 (Kopie o. D.). — Kritiken über das fertige Bild: ib. 630, 36. 38. 39. 52. 77. 80. 81. 99; 631, 12; Stüven, Baireuth 1741: „da mahlt kein Denner Bier, wenn er soll Rheinwein mahlen“ (Sammlung Lappenberg). Daran stieß sich auch der Kurfürst von Mainz, der an den Ankauf dachte. (Wolfenbüttel Nov. 630, 80.)

[2]) Wolfenbüttel 631, 16 (20. VI. 1742).

[1]) ib. 630, 24 (8. III. 1741) und 631, 12 (15. V. 42); die Perücke soll „nicht zu bürgerlich“ werden; sie soll vorne einer Mitauischen Beutelperücke gleichsehen, hinten mit fliegenden Haaren degagiert sein. Auch etwas weniges vom Harnisch soll hervorschimmern, es deutet den Edelmann an, ib. 631, 14 (2. Juni 1742); der Vorschlag wegen des Harnisches wird aber am 11. VI. 1742 wieder zurückgezogen, ib. 631, 15.

[2]) ib. 631, 34 (18. VI. 1743).

[3]) Wolfenbüttel, 14. III. 1744.

[4]) Wolfenbüttel 631, 13. 34 (18. V. 1742 u. 18. VI. 1743).

[5]) ib. 631, 12 (15. V. 1742).





TAFEL 1. BILDNIS HAGEDORNS.

Gemalt von Balthasar Denner 1744. Leinwand 50×63 cm.

Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.

Augen zu haben. So kam es nach Dresden und kehrte nach wechselvollen Schicksalen an den Ort seiner Entstehung zurück, wo es sich heute im Besitz des Museums für hamburgische Geschichte befindet.

Eine Kopie dieses Dennerschen Porträts erhielt im Jahre 1759 der Ästhetiker J. G. Sulzer in Berlin von Christian Ludwig von Hagedorn. „Je ne scaurais assez vous exprimer le doux plaisir que j'ai eu de contempler et de baiser l'ombre d'un homme aussi estimable et aimable qu'étoit feu Mr. votre frere ... Agréez mes tendres remerciments pour le plaisir que vous venez de me faire. Je vous avoue cependant que ce plaisir est uniquement du au sujet du tableau; oserois-je le dire que je me suis attendu à voir un ouvrage plus parfait du fameux Denner? Il y a des endroits par lesquels on le reconnoit dans la copie, mais generalement parlant l'ouvrage est un peu dur et les ombres sous le menton froides." Drei Monate später heißt es: J'envoye ce portrait en suisse à Mr. Geßner . . . un adorateur de feu Mr. votre frère et je vous prierai ... de me permettre de tirer une nouvelle copie pour moi."[1]) Von dieser zweiten Kopie ist nichts bekannt.

Beschreibung. Diese kann angesichts der Abbildung auf Tafel 1 kurz gefaßt werden. Das Brustbild des Dichters ist im Profil gegeben, der Kopf jedoch en face gedreht; von der Beigabe einer Hand ist abgesehen. Hagedorn trägt das Staatsgewand: Perücke, braunen Samtrock, braune Weste, von der ein schmaler Streifen am Halse sichtbar ist, und weißes Jabot. Die Augen haben eine etwas unentschiedene, dunkelblaue Farbe. Den Hintergrund füllen zwei Reihen französischer und klassischer Bücher.

Das Bild wird vom alten, schwarzgebeizten Rahmen mit innerer Goldleiste eingefaßt. Blumenverzierungen von Stuck sind aufgelegt und angesetzt, dabei von außerordentlich feiner Ausführung.[1])

Bewertung. Das Bild ist auf den ersten Blick ein typischer Denner: kegelförmig aufgebaut, in Hüfthöhe glatt abgeschnitten, gering kontrastiert, ohne Hände; sie fehlen, weil Denner sie nicht malen konnte. Auch vom Körper sah er gerne ab; wo er sich jedoch dem nicht entziehen konnte, zeichnete er eine möglichst einfache Form vor und ließ sie durch seinen Sohn „ausmalen", wie für dieses Bild bereits nachgewiesen ist: vom Sohn sind hier das Gewand und der Hintergrund mit den zwei Reihen Büchern, die ungeschickterweise so aufgestellt sind, daß sie hinter dem Kopfe fehlen (z. B. über der Schulter); der Eindruck einer Bibliothek will daher nicht recht glaubhaft werden. Vom Vater stammt der schöne Kopf, der durch seine breite weiche Technik sich von der härteren Art des Sohnes abhebt.

Porträtmäßig betrachtet hat das Bild seine großen Vorzüge. Denner hat den Dichter von der heiteren Seite genommen: die lachenden Augen und der volle Mund zeigen den Genießer; aber der Mann, der uns da anlächelt, verrät nicht nur ein lebensfrohes Temperament, sondern auch ein gut Teil geistiger Feinheit — odi profanum — und natürlicher Gescheitheit liegt auf diesen Zügen, nicht zuletzt in den hochgewölbten Augenbrauen.

Das Bild ist offenbar im bewußten Gegensatz zum ersten genrehaften Porträt entworfen. Hatte Hagedorn dort sich in Hauspelz und Mütze als fröhlichen Zecher zwischen Wein und Austern malen lassen, so zeigte er sich hier im Staatskleid und vor seinen geliebten Büchern als Vertreter der anmutigen Gelehrsamkeit. Und diese Rolle war ihm nach seinem eigenen Geständnis nicht nur lieber,[2]) sie

[1]) Baden 306 und 314; Eschenburg IV, 177; über Geßners Verhältnis zu Hagedorn vergl. S. 42 u. 34.

[1]) Auch das erste Dennersche Bild hatte Christian Ludwig in dieser Art rahmen lassen, vergl. Dresden Amtsgericht H. 582, S. 56 Nr. 214 (vergl. auch Wolfenbüttel Nov. 630, 19 — 6. II. 1741).

[2]) Wolfenbüttel Nov. 630, 26 (24. III. 1741).

war ihm auch gemäßer: in seiner Lebensbeschreibung ist oft genug darauf hingewiesen, wie unzertrennlich fest das Band gewesen ist, das ihn mit der Wissenschaft verknüpfte.

In einem Punkte aber hat Denner sich — sozusagen inhaltlich — vergriffen: so militärisch stramm hat Hagedorn sich nie getragen! Das fällt auf das schon berührte Konto des Künstlers, der auch den sächsischen Hofpoeten von König „wie im Stock" gemalt hatte.[1])

Provenienz. Die Geschichte der Rückkehr dieses Bildes nach Hamburg ist folgende: Christian Ludwig hatte in seinem Testament vom Jahre 1760 bestimmt: „Meines seeligen Bruders Porträt in der Perücke kan in der Wittenbergischen Universitätsbibliothek aufgehängt werden." [2]) Das Testament ward aber mit Erfolg angefochten, und Christian Ludwigs Nachlaß kam in die Hände des Probstes Rachlov zu Snoldeslöv auf Seeland.[3]) — Als Eschenburg im Jahre 1800 Hagedorns Poetische Werke herausgab, suchte er das Dennersche Bild vergeblich; später aber wandte er sich an Rachlov und bekam von diesem etwa 1803 eine Kopie des Bildes, wie Gramberg in der Neuen Irene (1806) beiläufig mitteilt.[4]) Es ist nun nicht gerade wahrscheinlich, daß der seeländische Pfarrer eine Kopie für Eschenburg hätte malen lassen; schon die Gelegenheit dazu hätte ihm in seinen ländlichen Verhältnissen schwer werden müssen; er wird vielmehr, da er von dem Hagedornschen Nachlaß nichts als Verdruß und Kosten hatte, Eschenburg das Bild entweder verkauft oder geschenkt haben, wie er auch dem Professor Torkel Baden in Kiel, der ihn um Christian Ludwigs kunstgeschichtlich interessierende Briefe bat, mit größter Liberalität diese und zahllose andere „zur beliebigen Nutzanwendung" übersandte.[1])

Eschenburg starb 1820 in Braunschweig. Sein Nachlaß ward in den nächsten fünf Jahren versteigert. Auch das Hagedornbild ging mit durch die Auktion und trägt, wohl als Erinnerung daran, auf der Rückseite folgenden Ausschnitt aus einem alten Katalog: „28. Der Dichter Hagedorn. Original (gut erhalten) von Balthasar Denner. 2′ 7″ h. 2′ 2″ br. Halbgoldrahmen." [2]) — Dann verlieren wir das Bild eine Zeitlang aus den Augen. Vor 1860 aber besitzt es in derselben Stadt ein Herr von Berlepsch. Von diesem kaufte es vor 1860 der bekannte Senator Culemann. Seine Sammlung, darunter auch ein Hagedornbrief, kam zum größten Teil in den Besitz des Kestnermuseums in Hannover, wo sie den Grundstock der Sammlung bildet. Das Hagedornporträt aber vererbte sich in der Familie und konnte von Herrn K. F. Leonhardt-München, dem Enkel Culemanns, für das Museum für hamburgische Geschichte erworben werden. — Herrn Dr. Hans Börger in Hamburg verdankt das Museum den ersten Hinweis auf dies Bild.

Stiche. Dieses Dennersche Porträt ist dreimal gestochen worden. Zuerst 1760 von J. Canale. Christian Ludwig von Hagedorn hatte sich nämlich beschwert, daß vor dem ersten Stück der (Leipziger) Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste 1757 ein verunstalteter Stich des jüngeren

---

[1]) ib. 631, 1 (13. I. 1742); der Amsterdamer Kunsthändler Pahmann urteilte über ihn: „Der Mann macht einen Kopf, sonsten aber alle Leute zu Krüppeln", ib. 630, 48 (21. IX. 1741).

[2]) Dresden, Amtsgericht H. 458, S. 51.

[3]) Vergl. S. 83.

[4]) II, 110. Eschenburg hatte es ihm geschrieben.

[1]) Briefe über die Kunst von und an C. L. v. Hagedorn, hrg. von Torkel Baden (1797) S. III.

[2]) Nach einem Exemplar des Kataloges habe ich mich vergeblich umgesehen. — Da der Katalog in seiner handschr. Fassung auf Eschenburg zurückgeht (Mitteilung von Frau Hofrat Eschenburg-Detmold, der Witwe des Enkels von J. J. Eschenburg) und es E. bekannt war, daß von dem Dennerschen Bilde eine Kopie existierte (vgl. S. 61), so gewinnt die eben ausgesprochene Vermutung eine neue Stütze: daß nämlich E. von Rachlov nicht eine Kopie, sondern das Original erhalten habe.



Abb. 1. Bildnis Hagedorns.
Stich J. Canales 1760 nach dem Dennerschen Porträt 1744.
Aus: Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste I, 2. Auflage. Leipzig 1760.

Fritzsch gestanden hatte (Abb. 3); seine Klage entsprach dem allgemeinen Urteil; und als von dem ersten Stück der genannten Bibliothek eine zweite Auflage nötig wurde, verwarf man Fritzschens Platte und betraute J. Canale damit, einen Stich nach dem Dresdner Denner zu fertigen. Der Erfolg war aber kaum besser. Der Stich gibt das Spiegelbild des Originals. Die Veränderungen an der Perücke, das Fehlen der Bücher, die Zutat des Stuhls und der schon damals „abgeschmackten" Draperie fallen ins Auge, haben aber im Sinne der Zeit keine Bedeutung, denn in derartigen Kleinigkeiten ist dem Stecher freie Hand gelassen. Handwerksmäßig, wie ihr Betrieb war, wiederholen sie in der Kleidung und anderen Äußerlichkeiten, was ihnen am besten von der Hand geht. Die Porträtähnlichkeit beschränkt sich auf die Gesichtszüge; aber auch hier versagte Canale in traurigster Weise; von dem Charme des Dennerschen Kopfes ist nichts geblieben; ein steifer lebloser Geselle steht vor uns. Abb. 1.

Neun Jahre später versuchte sich Friedrich Kauke an dem Dennerschen Bilde mit dem gleichen Mißerfolge. Er sah die Kopie des Ölbildes bei dem bekannten Ästhetiker Johann Georg Sulzer in Berlin, die dieser sich von Christian Ludwig von Hagedorn erbeten hatte. Auf seine Bitte erhielt er von Sulzer die Erlaubnis, den Kopf zu Studienzwecken zu stechen. „Au lieu de cela il fait ce maudit portrait qu'il a l'insolence de me dedier ... Soyez assuré qu'il n'y a dans cela de ma part que bêtise d'avoir abanndonné le portrait a ce barbouilleur ..." [1])

[1]) Baden 314, Eschenburg IV, 177; ein Exemplar dieses Stiches im Berliner Kupferstichkabinett; es trägt die Unterschrift:

Imaginem
Friederici de Hagedorn
Qui Poesi praestans, virtute praestuntior (sic) fuit
V. A. Joanni Georgio Sulzero
D. D. D.
Friedericus Kauke Chalcographus.
Oben links: Gravé à l'eau forte par Kauke 1769.

Der Stich ist gleichzeitig nach der Dennerschen Kopie und dem Canaleschen Kupfer gestochen. Es lohnt nicht, den Vergleich ins einzelne zu führen; ich bemerke nur, daß er mit dem Bilde die rechtsgewendete Profilstellung teilt, mit dem Stich dagegen die kleinen Abweichungen an der Perücke usw.; dagegen hat Kauke den Stuhl fortgelassen, die Draperie aber um den ganzen Körper geführt. — Im übrigen besteht Sulzers Urteil zu Recht: der Stich ist hart und leblos.

Endlich hat sich 1775 auch der jüngere J. C. G. Fritzsch (aus Hamburg) an dem Bilde versucht. Der Zusammenhang aber blieb recht locker. Der Stich ist mit dem Original gleichgewendet; im übrigen aber kehren eigentlich nur die Äußerlichkeiten wieder, wie die Falte an der Schulter, die langen Knopflöcher usw.; Zutat ist die reich ausgeführte Weste, von der im Original nur ein fingergroßer Streifen am Hals sichtbar ist. Abb. 2.

c) Das erste van der Smissensche Porträt.

Entstehungsgeschichte. Über dieselbe ist nichts bekannt. Doch läßt sich durch den Vergleich mit einem andern van der Smissenschen Bilde wahrscheinlich machen, daß das Porträt bald nach 1740 gemalt wurde, also ziemlich zu gleicher Zeit wie die beiden Dennerschen Bilder.

Beschreibung. Das Brustbild gibt den Dichter in Profilstellung, das Haupt ziemlich en face gedreht. Hagedorn trägt roten pelzgefütterten Hausrock, der auf der Brust leicht geöffnet ist und graubraunen Waschbärpelz zutage treten läßt. Zum Schließen des Rockes dienen gelbpunktierte Ösen (denen Quasten auf der andern Seite entsprechen würden, vergl. Abb. 3). Der Kopf ist mit einer Waschbärpelzmütze bedeckt; sie endigt oben in einen roten Deckel, nach Art der Brauermützen, die in Hamburg noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts



Abb. 2. Bildnis Hagedorns.

Stich von J. C. G. Fritzsch 1775 nach dem Dennerschen Porträt 1744.
Herkunft unbekannt.

getragen wurden.[1]) Die blonden Stirnhaare sind spätere Zutat. Die Augen sind wie immer von unentschiedener, zwischen blau und braun stehender Farbe. Tafel 2.

Das Bild wird vom alten Rahmen mit reichen vergoldeten Stuckornamenten eingefaßt; barock gegen 1750.

Bewertung. Ich bemerke voran, daß van der Smissen das Bild grundlegend verändert hat: Hagedorn trug nämlich zuerst nicht den Hauspelz, sondern das Staatsgewand. Nimmt man das Porträt aus dem Rahmen, so sieht man auf dem jetzt umgeschlagenen untern Rande noch die drei Knöpfe des ehemaligen Ärmelumschlags oberhalb des Ellenbogens; ferner erkennt man hinter dem Kopf deutlich den Schein einer früheren Perücke, die mit einem schwarzen Band hinter dem Ohr zusammengebunden wurde; und auf dem Rock sieht man zwischen den Schließen des Pelzes größere aufgenähte Verzierungen derselben Art wie sie Richter, Weise und Rabener auf ihren von Graff gemalten und von Bause gestochenen Porträts auf dem Rocke tragen; von diesen Verzierungen ist auf unserm Bilde die oberste zwischen der zweiten und dritten Pelzöse besonders sichtbar, zwei weitere folgen mit fingerbreitem Abstand; und schließlich ließ sich bei der Behandlung mit Copaivabalsam deutlich erkennen, daß der Pelz nicht von Anfang an vorhanden war, sondern auf das rote Gewand nachträglich aufgesetzt ist.[2])

Daß der frühere Zustand heute bei einer peinlich genauen Besichtigung wiederzuerkennen ist, wird wohl die Folge einer Restaurierung sein, der das Porträt voraussichtlich unterzogen wurde, als es kürzlich aus dem Privatbesitz in den Handel überging.

Der Maler dieses Bildes ist unzweifelhaft van der Smissen. Die Braunschweiger Gemäldegalerie besitzt ein Selbstporträt des Künstlers,[1]) das in allen inneren und äußeren Beziehungen die denkbar größte Verwandtschaft zeigt: sie geht infolge der gleichen Stellung, Farben und Kleidung und selbst einer gewissen Ähnlichkeit im Typus so weit, daß man beim ersten Anblick dieselbe Persönlichkeit wiederzusehen glaubt. Doch ist das Hamburger Bild, wie der Vergleich an Ort und Stelle besonders deutlich erkennen ließ, dem Braunschweiger Selbstporträt nicht unwesentlich überlegen. Van der Smissen hat sich dort ein klein wenig schärfer ins Profil gestellt, wodurch ein Stück des Rückens — nicht zum Vorteil — mit ins Bild genommen werden mußte; der Maler steht ein wenig hart in seinem Bilde. Hagedorns Porträt dagegen ist wundervoll breit auf die Fläche gebracht; da ist kein überschießender Raum mehr; man hat das Gefühl, daß diese Stellung die einzig mögliche und naturgegebene sei. Ebenso steht's um die Farben: die Braunschweiger sind vergleichsweise — besonders im roten Rock — noch stumpf gegen die warmen, leuchtenden des Hamburger Bildes.

Bei dieser überaus nahen Verwandtschaft beider Bilder wird ihre Entstehung ziemlich in dieselbe Zeit fallen. Man wird dabei aber geneigt sein, das Hagedornporträt wegen seiner höheren Qualität ein wenig später anzusetzen. Das Braunschweiger Selbstbildnis wurde 1740 gekauft (van der Smissen war 1739/40 daselbst Hofmaler); der Hagedorn mag dementsprechend etwa 1741 gemalt sein. — Es besteht natürlich die Möglichkeit, daß van der Smissen sein Selbstbild fertig mitbrachte; das würde für das Hagedornporträt bedeuten, daß

[1]) Abbildung 20 im Bericht des Museums für hamburgische Geschichte 1908. Dem daselbst auf dem roten Deckel sitzenden, nach hinten hängenden Quast scheint im Stich von Fritzsch, Abbildung 3, das ebenso angebrachte Mützentuch zu entsprechen.

[2]) Ich bin hier Herrn Dr. Eduard Flechsig am Herzoglichen Museum in Braunschweig zu lebhaftem Dank verpflichtet, der meine Beobachtungen wesentlich ergänzte.

[1]) Nr. 617 des von Flechsig verfaßten Verzeichnisses (1910). Eine kleine Abbildung bei Lichtwark, Das Bildnis in Hamburg I, 146.



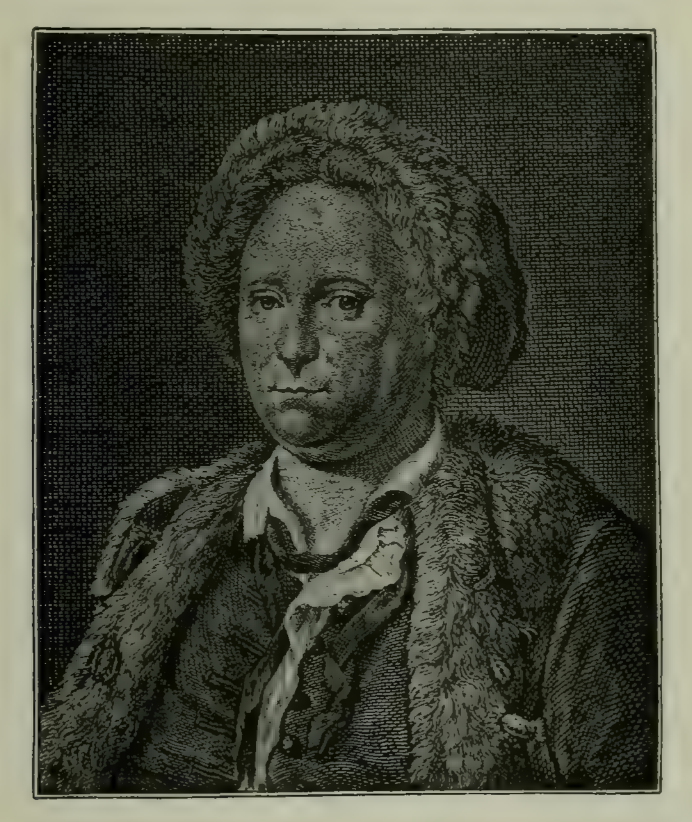


TAFEL 2. BILDNIS HAGEDORNS.

Gemalt von Dominicus van der Smissen ca. 1741. Leinwand 42×52 cm.
Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.

wir es eventuell noch eine Kleinigkeit höher hinaufzurücken hätten; viel kann es aber nicht sein, denn der Dichter (geb. 1708) hat hier sein viertes Jahrzehnt zweifellos schon erreicht.

Porträtmäßig betrachtet, ist dieses van der Smissensche Bild das sympathischste, das wir davon die Rede gewesen —, hier liegt es in jedem Zuge. Im Dennerschen Bilde standen wir vergleichsweise noch einem Epigonen jener stolzen, gelehrten Dichter des 17. Jahrhunderts gegenüber, hier spricht lediglich der Mensch zu uns, und wie die klaren Züge



Friedrich von Hagedorn.
Horatz mein Freund mein Lehrer mein Begleiter
J. C. G. Fritzsch sc. Lips. 1755.

Abb. 3. Bildnis Hagedorns.
Stich von J. C. G. Fritzsch 1755 nach dem ersten van der Smissenschen Porträt ca. 1741.
Aus: Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste I, 1. Auflage. Leipzig 1757.

überhaupt von Hagedorn besitzen. Das freundliche, heitere Temperament und das im tiefsten Grunde gutherzige Wesen sind nirgends so warm und schön zum Ausdruck gekommen — in der Lebensbeschreibung ist hinreichend und der geschwungene Mund zeigen, ein gescheiter, fein empfindender Mensch. Im Dennerschen Bilde trat uns der Dichter noch im Staatsgewande entgegen, wie er sich der Öffentlichkeit zeigte, hier sehen wir ihn im

bequemen Hauskleid, im Negligé, wie man damals sagte. Und in diesem Gewande war er vielmehr er selber, denn Hagedorn war durchaus kein Mann von Unbequemlichkeiten; seiner Liebe zum pelzgefütterten Hausrock, die er zwar mit der ganzen Zeit teilt,[1]) auf den er aber wegen seiner podagrischen Beschwerden besonders angewiesen war, hat er sogar einmal gereimten Ausdruck verliehen; in dem Sendschreiben an Liscow, jener köstlichen Satire auf Brockes, heißt es (1735):

„Nachdem ich nun die Hosen angezogen,
Und mit gelungener Gewalt
Den Fuß im Schuh verschränkt, die Schuhe zugeschnallt,
Die Mütze, die noch gut, obgleich sie halb veraltet,
Tief übers Ohr gezuckt, die Binde neu gefaltet,
Den Nachtrock angelegt, dem ich so sehr gewogen,
Und drauf ein Pfeifgen ausgesogen,
Ergrif ich wiederum das Blatt ..."[2])

Gegenüber diesem Porträt wird man auch erkennen, daß van der Smissen, wenn er wollte, seinem Schwager und Lehrer Denner überlegen war: er drang ungleich tiefer ins Innere und verstand es, auch den Körper an der Beseelung teilnehmen zu lassen. Denner hätte oft genug die Körper seiner Menschen wahllos miteinander vertauschen können, so sehr gleichen sich Fürsten und Bürger in ihrer Haltung; van der Smissen dagegen beginnt in seinen besseren Bildern sorgfältig zu charakterisieren, und darum wohnt seinen Porträts eine Wahrscheinlichkeit inne, die hier beim Hagedorn z. B. den festen Glauben erweckt: so sah er aus, so hielt er sich. — Wie fein ist überdies die ganz leichte seitliche Beugung des Hauptes, die einen Zusammenhang zwischen Brust und Kopf herstellt, wie er Denner nicht entfernt geglückt war.

Provenienz. Das Porträt wurde 1909 für das Museum für hamburgische Geschichte erworben. Es hatte sich seit etwa 1860 im Besitze des bekannten Leipziger Kupferstichsammlers Drugulin befunden. Weiteres ist über die Vorgeschichte nicht bekannt, doch möchte man aus der Tatsache, daß es 1755, im Jahre nach Hagedorns Tode, bereits in Leipzig gestochen wurde, schließen, daß es sich seit alter Zeit daselbst befunden habe. Der Stecher war der aus Hamburg gebürtige jüngere Fritzsch, der sich damals vorübergehend in Leipzig aufgehalten haben muß.

Stiche. Das van der Smissensche Bild ist, soweit bekannt, nur einmal gestochen worden, und zwar von dem jüngeren Fritzsch im Jahre 1755, also unmittelbar nach Hagedorns Tode. Die Unterschrift besagt, daß Fritzsch (der sonst in Hamburg tätig war) die Platte in Leipzig gearbeitet habe; es liegt also der Schluß nahe, daß sich das Bild schon damals in Leipzig befunden habe. Abb. 3.

Die Zusammenhänge zwischen dem Stich und seiner Vorlage sind nicht allzu fest, trotzdem aber nicht zu leugnen. Zuerst ist es durchaus unwahrscheinlich, daß ein so handwerklicher Stecher wie Fritzsch ohne Vorlage gearbeitet habe, zumal in Leipzig, wo ihm (außer diesem Bilde) nichts hätte eine Anleitung geben können. Dann aber finden sich doch bedeutsame Gemeinsamkeiten. Vorneweg sei darauf verwiesen, daß der Stich das Spiegelbild des Ölbildes gibt, also durchaus der stecherischen Gewohnheit entspricht. Ferner sind dieser Stich und dieses Porträt die einzigen Bilder Hagedorns, die den vollen runden Typus geben (statt des länglichen). Dazu kommen einige Äußerlichkeiten, die, je belangloser sie sind, desto mehr ins Gewicht fallen: auf keinem andern Bilde kehrt die Pelzmütze mit dem hinteren Zipfel wieder (im Porträt ist er als roter Deckel bei genauem Hinsehen deutlich zu erkennen); und auf keinem andern Bilde zeigt der Pelzrock die Ösen zum Schließen.

---

[1]) Das pelzgefütterte Gewand spielt in der Vergangenheit schon wegen der mangelhaften Heizvorrichtungen eine ungleich größere Rolle, vergl. Hermann Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde 40 (Wissenschaft und Bildung 1908).

[2]) Eschenburg IV, 120.

Die einzige gegenständliche Abweichung liegt darin, daß Fritzsch den Pelz auf der Brust auseinandergeschlagen und mit Achselstücken wie beim Ornat der Oberalten und des Senats versehen hat und ein völliges Gewand darunter zum Vorschein kommen läßt — also eine Überbietung der Vorlage, die gerade in derartigen Abhängigkeitsverhältnissen oft zu beobachten; sie kehrt bei demselben Fritzsch z. B. auch in seinem Stich nach Denner wieder (Abb. 2), wo er gegenüber dem Original resp. dem Canaleschen Stich die reiche Weste, die Rockknöpfe, den rechten Arm und das feinere Jabot hinzugefügt hat; auch hier hat er den Gesichtsausdruck bedenklich verfehlt.

Die Unterschrift des Stiches ist die Einleitungszeile von Hagedorns letztem Lehrgedicht Horaz (1751).[1]

Das Renommee des Stiches, der 1757 dem ersten Stück der (Leipziger) Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste vorangestellt war, war seit alter Zeit anerkannt schlecht. Christian Ludwig ging es nahe, das Bild seines Bruders „so verstellt zu sehen“ und in solcher „Unförmlichkeit“;[2] mit vollem Recht; war es doch das erste Bild, das überhaupt einem größeren Publikum vorgeführt wurde, denn Hagedorn hatte sich aus aufrichtiger innerer Bescheidenheit nie entschließen können, sein Porträt einer Ausgabe seiner Schriften voranzustellen. Andere Zeitgenossen spotteten über die „doppelte Nase“;[3] der mittlere Nasensteg ist hier allerdings sehr tief hinuntergezogen, aber doch nicht so ganz gegen die Porträtwahrheit: in diesem ersten van der Smissenschen Bilde ist die Partie unter der Nase zu sehr in Schatten gehüllt, im folgenden Ölbild dagegen erkennt man durch den Schatten hindurch ganz deutlich, daß Fritzsch nur etwas zu drastisch gewesen ist; übrigens zeigt auch Christian Ludwig auf dem Stich von Bause nach Graff diese merkwürdige Bildung der Nase. — Der Erfolg dieser allgemeinen Unzufriedenheit war jedenfalls der, daß bei der zweiten Auflage desselben Stücks der Bibliothek (1760) Fritzschens monströser Kopf durch den Stich Canales nach Denner ersetzt wurde (Abb. 1).

[1] Eschenburg I, 97.

[2] Die Klage Christian Ludwigs bei Eschenburg IV, 174 ff. Nicolai hatte ihm geschrieben, das Bildnis sei aus gewissen Umständen aus den zuverlässigen Nachrichten vom Zustande der Wissenschaften entlehnt worden (T. Baden, Briefe über die Kunst [1797] 228), ich habe es aber dort nicht finden können. — Eschenburg sagt im Text und in der Anmerkung irrig, das Bild sei von Kauke gestochen worden; die tadelnde Rezension, deren er gedenkt, steht im Hamb. Correspondenten 1757 Nr. 169.

[3] Correspondent a. a. O.

d) Das zweite van der Smissensche Porträt.

Entstehungsgeschichte. Das nächste uns bekannte Bildnis des Dichters ist gut 10 Jahre später entstanden. Es trägt auf der Rückseite den Vermerk „F: v: Hagedorn Ætatis: 44: Do: von der Smissen pinx.“ Da Hagedorn 1708 geboren wurde, wäre dies Porträt also 1752 gemalt. Dazu stimmt die folgende briefliche Äußerung Christian Ludwigs vom 16. Januar 1752: „Ich habe von van der Smissen soviel gutes und soviel schlechtes gesehen, daß ich nicht weiß, ob ich dir Glück wünschen soll oder nicht. Doch ist er glücklicher in Manns-Porträt, nur muß er die perspektivisch zurückstellte Seite des Gesichts nicht, wie er pflegt, zu sehr durch die Farbe hervortreiben, welche Contradiction mit der Perspektive dem Urbilde eine geschwollene Backe beylegt.“[1]

Beschreibung. Der Dichter ist in leichter Profilstellung gegeben, bekleidet mit dunklem Schlafpelz; der hochgeklappte Kragen und der Umschlag auf der Brust sind mit braunem Edelmarderpelz besetzt. Das Band zum Binden des Hemdes hat schwarze Farbe; es ist an der

[1] Sammlung Lappenberg.

linken Schulter und am unteren Bildrand sichtbar. Das Haupt ist mit brauner Bärenfellmütze bedeckt, deren Pelz nach oben heller wird. Die Ohren sind unter der Mütze fast verborgen. Die Augen sind blau mit ein wenig braun. Der mittlere Nasensteg ist etwas heruntergezogen (vergl. die übertreibende Darstellung auf dem vorbesprochenen Stich). Tafel 3.

Bewertung. Die Autorschaft van der Smissens ist völlig gesichert: die Stiche nach diesem Bilde tragen seinen Namen; das Ölbild ist auf der Rückseite signiert;[1]) außerdem besitzen wir auch noch die schon zitierte Äußerung Christian Ludwigs von Hagedorn, daß der Dichter sich gerade in diesem Jahre (1752) von van der Smissen malen lassen wollte oder malen ließ.

Das Renommee des Bildes ist seit alter Zeit gut: Hagedorns Verleger Bohn erachtete es für würdig, im Stiche von Fritzsch der ersten Gesamtausgabe der Poetischen Werke (1757) vorangestellt zu werden; hätte es ihm nicht gefallen, so wäre es ihm bei seiner dauernden Verbindung mit Christian Ludwig von Hagedorn ein leichtes gewesen, von diesem eine Platte nach dem Dennerschen Bilde zu erhalten. Er spricht jedoch in seinem Vorwort geradezu von dem „wohlgetroffenen Bildniß“, welches man, „um nichts von der Ähnlichkeit zu verlieren“, im Stiche unverändert gelassen habe. Desgleichen sagt Herold im Jahre 1800: „Die, welche Hagedorn persönlich gekannt haben, versichern, es sey ihm sehr ähnlich gewesen.“[2]) Eschenburg dagegen schwächt ein wenig ab, wenn er (jedenfalls aus dem Munde des jüngeren Bohn) bemerkt: „soll in den Hauptzügen sehr ähnlich sein.“[3])

[1]) Das Bild ist rentoilliert, die Inschrift im alten, an den Dichter selber erinnernden Duktus nachgemalt; dabei ist es passiert, daß statt F: v: Hagedorn heute F: r: Hagedorn auf der Leinewand steht.

[2]) Hamb. Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 370.

[3]) IV, 173.

Uns überrascht die große Veränderung, die wir gegenüber dem vorigen Bilde bemerken. Es fällt schwer, zu glauben, daß derselbe Künstler denselben Mann so verschieden auffassen konnte, wenn auch 11 Jahre dazwischen liegen. Trotzdem aber gehen beide Bilder zweifellos auf van der Smissen zurück: das eine stand dem Braunschweiger Selbstbildnis denkbar nahe, das andere ist signiert und anderweitig sicher bezeugt. Das ist erst einmal eine wichtige Feststellung, an der nicht zu rütteln ist.

In den Farben sind die beiden Bilder schlecht miteinander zu vergleichen, denn das erste van der Smissensche Porträt hat ja die große Wandlung vom Staatsgewand zum Hausrock über sich ergehen lassen müssen.

Dagegen kehrt ein nicht unwesentlicher Faktor der Komposition wieder. Legt man die beiden Porträts nebeneinander, so wirken sie wie Pendants; nicht nur wegen der gleichen Tracht, der gleichen Stellung und des ziemlich gleichen Brustabschnitts, sondern auch wegen der gleichen ganz leichten seitlichen Beugung des Kopfes: er ist auf beiden Porträts gleichmäßig auf die äußere Bildseite geneigt; eine Linie, die in der Richtung des Nasenrückens gezogen wird, zeigt auf beiden Bildern ganz die gleiche Schräge.

Bei der Frage der Porträtähnlichkeit beider Bilder ist von vornherein zu bedenken, daß die 11 Jahre, die zwischen ihnen liegen, auch einen tiefen Wechsel der Gesundheit des Dichters einschließen. Um 1740 stand er in der Fülle seiner Kraft, 1752 dagegen fielen schon die schweren Schatten der tötlichen Krankheit voraus. Vielleicht daß er deswegen hier schlanker erscheint, vielleicht auch daß van der Smissen ihn auf seinem ersten Bilde etwas korpulent gemalt hat, denn auch das Dennersche Bild von 1744 zeigt ihn weniger beleibt.

Legt man beide Bilder nebeneinander, so wird man bei eingehender Vergleichung auch





TAFEL 3. BILDNIS HAGEDORNS.

Gemalt von Dominicus van der Smissen 1752. Leinwand 39×50 cm.

Im Besitz von Frl. Helene Gaedechens in Hamburg.

dieselben Züge der Gesichtsbildung wiederfinden: den vollen geschwungenen Mund (mit dem Schatten in den Winkeln); die kräftige Nase, deren Spitze ein wenig vornüberhängt, mit der Falte an der rechten Backe; die Augen, die so charakteristisch zwischen blau und braun stehen, mit den reichlichen Fettpolstern und den flach geschwungenen Brauen; die hohe Stirn und das Doppelkinn. Ob der mittlere Nasensteg auch auf dem ersten van der Smissenschen Bilde so stark heruntergezogen ist, läßt sich selbst am Original wegen des tiefen Schattens nicht erkennen; auf dem zweiten ist es der Fall, wenn es auch im Lichtdruck nicht mehr wahrzunehmen ist. Denner hat von dieser, beiden Brüdern Hagedorn eigentümlichen Bildung keine Notiz genommen, wie er denn überhaupt konventioneller gemalt hat.

Hagedorn erscheint auf dem zweiten van der Smissenschen Porträt wesentlich ernster, obgleich auch hier ein leichtes Lächeln auf den Zügen liegt, besonders wiederum um die Augen. Die Jahre mögen das Ihre getan haben; außerdem aber ist bekannt, daß Hagedorn in seinem äußern Wesen etwas sehr Gesetztes, Englisch-Reserviertes beobachtete; Büsching, der ihn damals (1751) kennen lernte, sagt z. B., er sei erstaunt gewesen, einem so ernsthaften Manne gegenüberzutreten.[1] Wir Heutigen haben uns daran gewöhnt, in Hagedorn lediglich den Sänger des leichten Gesellschaftsliedes zu sehen. Aber schon Klopstock weist das in der Wingolfode zurück: „Zu Wein und Liedern wähnen die Thoren dich allein geschaffen.“ Hagedorn gehörte seiner tiefsten Neigung nach durchaus der lehrhaften Muse an, fast der Wissenschaft. Wer sich dessen bewußt bleibt, wird in dem ernsteren Ausdruck nichts Unwahrscheinliches finden.

P r o v e n i e n z. Nach Bohns Zeugnis im Vorwort zur ersten Hagedornschen Gesamtausgabe befand sich das Bild im Jahre 1757 in den Händen von Hagedorns treuem Freund Dr. med. Peter Carpser. Später besaß es der Hamburger Kaufmann O. C. Gaedechens; heute bewahrt es seine Enkelin Fräulein Helene Gaedechens-Hamburg.

[1]) Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. VI (1789), 198.

K o p i e. Eine Pastellkopie, nachweislich aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, befindet sich in den Händen von Fräulein Olga Gaedechens-Hamburg.

S t i c h e. Eschenburg sagt, ein van der Smissensches Pastellgemälde im Besitz des älteren Bohn habe dem Stecher zur Vorlage gedient;[1]) Bohn selber dagegen versichert 1757 in seinem Vorwort zur ersten Gesamtausgabe, daß Fritzsch nach dem in Carpsers Händen befindlichen Bildnis gestochen habe. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Bohns 43 Jahre ältere Aussage mehr Glauben verdient.

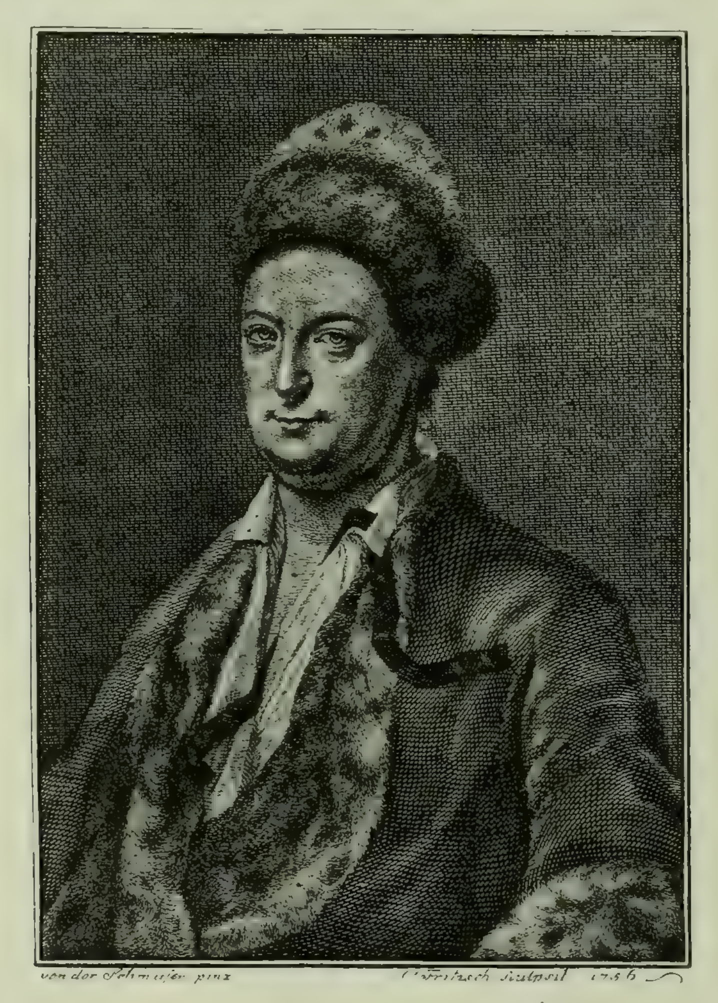
Fritzsch hat das van der Smissensche Ölbild zweimal im gleichen Jahre, 1756, gestochen. Die Stiche unterscheiden sich, auch in der Qualität, nur ganz gering. Das etwas bessere steht vor der dreibändigen, das andere vor der einbändigen Ausgabe von 1757. Äußerlich erkennt man das bessere am einfachsten an der doppelten Umrahmung oder an dem größeren Schwung hinter der Jahreszahl 1756. Beiden Stichen gemeinsam ist, daß sie gegenüber dem Original einen größeren Brustabschnitt geben, etwa bis in Ellenbogenhöhe, dementsprechend auch den Arm weiter hinunterführen. — Im Gesichtsausdruck ist das leichte Lächeln verloren gegangen und einem fast morosen Ernst gewichen. Wenn es in späteren Auflagen wiederkehrt, so beruht es l e d i g l i c h auf Abnutzung der Platte: ganze Strichführungen, wie unterm Kinn, verschwinden, die schärferen Konturen, z. B. des Mundes, gehen verloren, der Ausdruck wird flauer, und so kann es kommen, daß die zwei Platten, die sich anfangs zum

[1]) Eschenburg IV, 173 f.

Verwechseln ähnlich waren, in einer ersten und einer dritten Auflage einen so verschiedenen Typus zeigen. Abb. 4 und 5.

An Fritzsch schließt sich J. R. Holzhalb an. Unter seinem Stiche, der der Berner Ausgabe bei B. L. Walthard (1766) voransteht, liest man zwar „Van der Schmissen pinx.", aber der Stich hat mit dem besprochenen Bilde kaum noch etwas zu tun, auch mit keinem andern noch unbekannten, denn so hat Hagedorn nie ausgesehen.

Dieser Nachstich seinerseits hat wiederum E. Verhelst-Mannheim 1778 zur genauen Vorlage gedient. Nur daß das Gesicht etwas jugend-



FRIDERICUS AB HAGEDORN.
NATUS HAMBURGI D. XXIII. APR. MDCCVIII.
DENATUS D. XXVIII OCT. MDCCLIV.

Abb. 4. Bildnis Hagedorns.

Stich von C. Fritzsch 1756 nach dem zweiten van der Smissenschen Porträt 1752.
Aus: Hagedorns Werke. Dreibändige Bohnsche Ausgabe. 1757.

licher geworden ist. Das Arrangement ist fast das gleiche geblieben. Abb. 6.[1])

Endlich hat Fritzschens Stich noch A. Kohl in Wien zur Vorlage gedient, der für die Kleinoktavausgabe der Hagedornschen Werke bei Schrämbl in Wien 1790 eine Platte arbeitete. Der Dichter trägt den Hausrock, aber ohne die hohe Pelzmütze. Der Gesichtsausdruck verändert sich dadurch natürlich, doch ist der Zusammenhang mit Fritzsch hier noch wesent-

[1]) Hier sollte eigentlich der Stich von Holzhalb stehen; er ist mir jedoch erst bekannt geworden, als die Klischees schon fertig waren. Bei dem geringen Unterschied beider Stiche fällt es nicht ins Gewicht.



FRIDERICUS AB HAGEDORN.
NATUS HAMBURGI D. XXIII APR. MDCCVIII.
DENATUS D. XXVIII OCT. MDCCLIV.

Abb. 5. Bildnis Hagedorns.

Stich von C. Fritzsch 1756 nach dem zweiten van der Smissenschen Porträt 1752.
Aus: Hagedorns Werke. Einbändige Bohnsche Ausgabe. Dritte Auflage. 1764.



Abb. 6. Bildnis Hagedorns.
Nachstich von E. Verhelst 1778 nach dem Nachstich von J. R. Holzhalb 1766.

lich besser gewahrt als auf den Stichen von Holzhalb und Verhelst.

Im ganzen genommen aber darf man bei Betrachtung dieser drei Nachstiche billig staunen, was ein Verleger des 18. Jahrhunderts seinem Publikum zumuten durfte.

e) Die erweiterte Kopie nach dem vorigen Bilde.

Enstehungsgeschichte unbekannt.

Beschreibung. Die anscheinend sitzende Halbfigur des Dichters ist im Profil genommen, der Kopf en face gedreht. Hagedorn trägt blaugrauen pelzgefütterten Hausrock und eine Mütze von Bärenfell. Die Hände sind auf ein braunledernes Buch mit rotem Schnitt gestützt, welches wohl auf dem Knie ruht; das weiße Blatt der linken Hand ist unbeschrieben. Die Augen zeigen eine etwas unentschiedene dunkelblaue Farbe. — Hinter dem Rücken des Dichters wird eine grüne Draperie sichtbar. Tafel 4.

Bewertung. Das Bild macht einen flauen Eindruck. Der Körper verliert sich knochenlos im weiten Rock, der Gesichtsausdruck ist weder ernst noch heiter, der Kopf ohne Modellation und unangenehm eiförmig. So viel ist ohne weiteres klar, daß dieses und das vorbesprochene Bild nicht von einer Hand gemalt sind. Bedenkt man andererseits das peinliche Abhängigkeitsverhältnis, so drängt sich der Gedanke auf, daß wir es hier mit einer alten, erweiterten Kopie zu tun haben. Dazu paßt es dann vortrefflich, daß der Kopist seine Vorlage durch solche Kleinigkeiten wie die Spitzenmalerei am Hemd zu überbieten sucht. — Das Stilleben der Hände mit Buch und Blatt ist noch das beste im Bilde, wenngleich es auch hier keinem Zweifel unterliegen kann, daß die weiche, damenhafte Malerei mit van der Smissen nichts zu tun hat; auch wirkt die Anbringung von Buch und Blatt unmotiviert und kleinlich.

Provenienz. Das Bild fiel der Kunsthalle in Hamburg 1879 durch Vermächtnis von J. Amsinck zu.

Stiche sind nicht bekannt.

f) Unsicheres und Unausgeführtes.

1. Ein unbezeichnetes Pastell.

Hier ist voran ein Pastellbild zu nennen, das kürzlich in den Besitz des Museums für hamburgische Geschichte gelangt ist.

Entstehungsgeschichte unbekannt.

Beschreibung. Die im Profil dargestellte Persönlichkeit ist mit rotem Schlafrock bekleidet, welcher um den Hals einen blauen



TAFEL 4. BILDNIS HAGEDORNS.

Erweiterte Kopie nach dem zweiten v. d. Smissenschen Porträt. Leinwand 63×81 cm.
Im Besitz der Kunsthalle in Hamburg.



Aufschlag zeigt und mit roten Schnüren auf der Brust zusammengehalten wird. Die Mütze ist dunkel, die Augen sind geblich-braun. — Alter Goldrahmen. Tafel 5.

Bewertung. Voran ist zu bemerken, daß ein Pastellbild Hagedorns tatsächlich vorhanden gewesen ist. Eschenburg berichtet, es sei von van der Smissen gemalt gewesen, habe sich im Besitz von Bohn befunden, sei aber durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten, der es von Staub reinigen wollte, sehr verwischt worden.[1])

Im Besitz des Museums für hamburgische Geschichte befindet sich nun heute ein Pastellbild, das durch unvorsichtige Behandlung verwischt worden und außerdem eine gewisse Porträtähnlichkeit mit dem Dichter nicht verkennen läßt: sie findet sich, abgesehen von der Kleidung, in dem geschwungenen Mund, in der leicht vornüberhängenden Nasenspitze und im Doppelkinn; dagegen ist der Ausdruck wesentlich strenger als auf jedem anderen Hagedornbild, fast mürrisch; auch paßt die gelblich-braune Farbe der Augen schlecht, wenngleich zugegeben werden muß, daß Hagedorns Augen auf allen Bildern einen deutlichen braunen Einschlag im Blau zeigen. In Summa dürften also die äußeren Gemeinsamkeiten nicht ausreichen, in diesem Bilde das von Eschenburg erwähnte Pastell des Dichters zu sehen.

Provenienz. Aus dem Kunsthandel in Halle.

Stiche sind nicht bekannt.

2. Eine unausgeführte Zeichnung von C. A. Wagner.

Aus dem Briefwechsel der beiden Brüder ergibt sich, daß Christian Ludwig, als das erste Dennersche Gemälde eben vollendet war, sich ein neues Porträt seines Bruders bei Wagner bestellte. Wagner hatte hin und wieder Zeichnungen für Friedrichs Gedichte geliefert, und dieses neue Bildnis sollte denn auch nur eine Zeichnung werden, in Quart- oder Oktavgröße. Christian Ludwig wünscht, daß es ein Kniestück werde in Kleinoktav (in einem andern Briefe spricht er von Großoktav oder Großquart), „damit du dich gracieusement an eine Galerie lehnen könntest, so aufs Feld geht(?); auf der Gallerie oder Geländer tut ein Rosenbusch in einer Vase nicht übel. Noch lieber aber wäre mir, wenn du [auf] einer solchen Skizze als ich erhalten, den Schäfer abgeben könntest. Herr Wagner mahlt excellent Paysage. Wenn auch dein ganz Gesicht erscheinen sollte, so wird es doch mit solcher grace panchiret seyn, daß es keine Steiffigkeit hat.“[1])

In einem andern, undatierten Briefe der Zeit geht Christian Ludwig noch etwas näher auf seinen ersten Vorschlag ein, indem er schreibt: „so wünschte ich, daß . . . du an einer Gallerie stündest, wo etwa linker Hand Pfeiler und Gemäuer oder Vorhang und rechter Hand an der Brustlehne Vasen mit Basrelief, dahinter ein Baumschlag und in der Ferne eine douce Landschaft zu sehen wäre, worin Wagner excelliert.“[2])

Von diesen konventionellen Vorschlägen ist, soweit ich sehe, keiner zur Ausführung gekommen. Von der Zeichnung mit Galerie im Vordergrunde kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich an das ganz ähnlich komponierte Bild der Brockesschen Kinder von Denner in der Kunsthalle erinnert oder an Hallers Bild von Studer.[3]) Ein Schäferbildchen dagegen, von Fritzsch (1756) und ohne Absicht auf Porträtähnlichkeit, beschließt in der ersten Gesamtausgabe von 1757 die Moralischen Gedichte.

[1]) IV, 174.

[1]) Wolfenbüttel Nov. 630, 29 (31. III. 1741).

[2]) ib. 630, 90 (o. D.).

[3]) Artur Weese, Die Bildnisse Albrecht von Hallers (1909), S. 35 und 153.

3. Eine unausgeführte Büste.

Endlich ist hier noch einer unausgeführten Büste aus Ton kurz Erwähnung zu tun. Auch sie fällt in diese bilderreiche Zeit, wo zwei Denner, ein van der Smissen und eine Zeichnung von Wagner entstanden oder entstehen sollten, nämlich ins Jahr 1744. Christian Ludwig wollte sie haben, um sie auf den Tisch seines Kabinetts zu stellen; womöglich seine eigene dazu, wenn Friedrich den ungenannten, anscheinend nicht hamburgischen Künstler veranlassen könnte, nach Dresden zu kommen. Der geforderte Preis betrug 6 Taler. — Von einer Ausführung hört man nichts.[1])

3. Die Denkmalsbewegung im 18. Jahrhundert und das Harvestehuder Relief von 1897.

Hagedorn war eine aufrichtig bescheidene Natur. Während die Zeitgenossen ihn gefeiert haben wie wenig andere Dichter vor ihm und nach ihm, während Cramer ihn „die allgemeine Bewunderung von Deutschland“ nannte,[2]) sah er selber mit geringer Zufriedenheit auf seine Gedichte und schränkte seine Produktion so ein, daß nach seinem Tode ein einziger normaler Oktavband seine Lebensarbeit aufzunehmen imstande war (1757). Während allseitig bewundernde Briefe an ihn einliefen, hat er selbst stets mit größter Bescheidenheit geantwortet. In dem umfangreichen Vorrat seiner Briefe findet sich nirgends der leichteste Schein einer Selbstbespiegelung; im Gegenteil zeigte „er allemal eine Begierde, sich in solchen Dingen belehren zu lassen, welche er gemeiniglich besser verstund.“[3]) Bei einer solchen Gemütsart erscheint es denn auch durchaus glaubwürdig, wenn C. H. Schmid, der erste Biograph des Dichters, versichert, er habe sich aus Bescheidenheit jede Art von Denkmal oder Lebensbeschreibung verbeten.[1])

Andererseits sind öffentliche Denkmäler, selbst fürstlicher Personen, im 18. Jahrhundert noch eine Seltenheit. Hamburg hat in dieser Zeit überhaupt wohl noch keins gesehen; das erste, das meines Wissens hier errichtet wurde, galt dem bekannten Nationalökonomen und edlen Patrioten Johann Georg Büsch (1801). Bezeichnenderweise fand man es für unumgänglich nötig, das Denkmal im Schutzbereich einer Wache aufzustellen.[2])

Die Bewegung für ein Hagedorndenkmal wurde 1769 durch den Dichter J. G. Jakobi eingeleitet. In der ersten Ausgabe seiner Werke liest man einen Aufruf zur Erbauung einer Denkmalskapelle am Flußufer:

An meine unbekannten Freunde in Hamburg.

Für dieses Mal nur wünscht' ich mir den Ruhm und das Ansehen eines Voltaire, der mit Städten und Provinzen reden darf, und von ihnen gehöret wird. Ich, ein Sänger weniger Lieder, wie kann ich die Aufmerksamkeit einer ganzen Stadt fordern? Nicht an alle Bewohner von Hamburg, an Sie allein darf ich schreiben, an Sie, meine Freunde, die ich durch meine Gesänge mir erwarb. Ihnen theil' ich beyliegenden Brief mit, von Ihnen hoff' ich, daß Sie die Erhabenheit der Engelländer, und die Schande unserer Nation fühlen. Sehen Sie, meine Freunde, was jene für den großen Shakespeare thun, und fassen Sie Muth, die Deutschen zu beschämen, den Fürsten ein Beyspiel zu geben, und die ersten zu seyn, welche die Ehre ihres Volkes retten. Kein prächtiges Gebäude, nur eine kleine Capelle bauen sie, an dem Ufer der Elbe, dem liebenswürdigen,

---

[1]) Wolfenbüttel Nov. 633, 49 (o. D.), 632, 20 (1. XII. 1744).

[2]) C. F. Cramer, Klopstock Er und über Ihn (1780) I, 214.

[3]) Aus der Todesanzeige im Hamb. Correspondenten 30. Oktober 1754, unterzeichnet J. S. M.; vergl. über die Bescheidenheit auch z. B. S. 50.

[1]) II, 395. Statt Gleim ist daselbst Jakobi zu schreiben.

[2]) F. J. L. Meyer, Skizzen II (1802), 27 ff. Hierselbst die Gründungsgeschichte.



TAFEL 5. PASTELLBILD EINES UNBEKANNTEN.

30 × 39 cm.

Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.



dem großen Hagedorn. Wenn Sie die Bäume des Ufers blühen sehen, wenn Sie die Nachtigall hören, so denken Sie dabey, daß ohne Hagedorns Lieder Ihnen die Blüten und die Nachtigall weniger gefielen. Wenn Sie mit Ihren Gattinnen am Fluße sich lagern, so erinnern Sie sich, daß Hagedorn Ihnen zärtliche Mädchen gebildet hat. Sie, meine Damen, an deren Freundschaft die Dose des heiligen Lorenzo mir einigen Anspruch giebt, Sie beschwör' ich, Ihrem Dichter das Wort zu reden. Brauchen Sie alle Rechte ihres Geschlechts, lassen Sie den Sänger der Schönheit und der Liebe Ihnen sein Denkmal schuldig seyn. Vielleicht sind einige von Ihnen so großmütig, etwas überflüssiges von Ihrem Geschmeide darzu herzugeben. Diese müssen dann den Grundstein legen, und ihre Nahmen eben so heilig, wie die Nahmen der Musen, würden neben dem Bildnisse des Dichters verewigt. Kehren Sie, meine Freunde, sich an das Gelächter dererjenigen nicht, denen das Ordenszeichen des Lorenzo ein Aergerniss war, und die auch über diesen Brief lachen werden. Nichts bleibt von dem Spotte kleiner Gesellen verschont. Ich schäme mich keiner guten Empfindung; alles ist in meinen Augen edel und groß, was auch nur von ferne zur kleinsten Tugend ein Hülfsmittel werden kann. Eine schlechte Dose, die geselliger macht, eine unansehnliche Capelle, die den Patriotismus verbreitet, sind für mich mehr, als für sinnliche Leute die kostbarsten Tempel. Wär ich einst so glücklich, an den Ufern der Elbe das Denkmal errichtet zu sehn; ich wäre stolzer darauf, als ich es seyn würde, wenn jede Stadt in Deutschland mir selbst eine Ehrensäule setzte. Hier haben Sie, meine Freunde den Brief, möchten Sie nur mit der Hälfte der Empfindungen ihn lesen, womit er von mir gelesen wurde."[1])

Dieser Brief hatte sich an Hamburgs Frauen gewandt — charakteristisch für die Zeit, nicht für unsern Dichter, denn Hagedorns Kunst war noch im tiefsten Grunde männlicher Art, herb, gedankenvoll und frei von jedem Überschwang. Jacobi aber war schon ein Kind der neuen gefühlvollen Zeit, deren Sprache hier frühzeitig erklingt; der typische Wortschatz der Romantik findet sich bereits beisammen: „edel", „groß", „heilig", „erhaben", nur „würdig" fehlt noch. — Jacobi hatte richtig gerechnet. Einige Hamburger „Damen, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnet waren, und mit größtem Recht bewundert und verehrt wurden, suchten die Sache ihres (?) Dichters mit edlem Eifer zu befördern. Ihrem vielvermögenden Einfluß war es auch zuzuschreiben, daß die zusammengebrachte Summe wirklich beträchtlich war."[1]) Sie scheint aber trotzdem nicht genügt zu haben, und jedem Opferwilligen ward sein Beitrag zurückgezahlt.

Der Gedanke lebte wieder auf, als das St. Johanniskloster 1787 die Gegend um das Harvestehuder Wirtshaus in einen englischen Garten verwandelte; auch diesmal ohne Erfolg. Dann dachte man bei der Erweiterung des Jungfernstiegs daran, dem Dichter hier ein Denkmal zu setzen; der Plan endigte wie seine Vorgänger; unter den Gegengründen findet man bezeichnenderweise wiederum die Schutzlosigkeit des Denkmals. „Denn dem geringeren Teil der Einwohner Hamburgs kann man es wohl nicht zutrauen, daß er Denkmäler auf öffentlichen Plätzen mehr schonen werde, als es das Volk in andern deutschen Städten zu thun gewohnt ist, und es wird vielleicht noch eine gute Zeit nötig seyn, den italiänischen geringen Mann dem deutschen als Muster der Nachahmung in Schonung öffentlicher Kunstwerke vorzuhalten."[2])

Die letzte hamburgische Anregung zu einem Denkmal ging um 1800 von dem Architekten Arens aus.[3]) Dieser hatte in der Bohnschen

[1]) J. G. Jacobis Werke. 1. Aufl. I, 89.

[1]) Herold i. d. Hamb. Adr.-Comtoir-Nachr. 1800, 371.

[2]) Herold a. a. O.

[3]) Eine begeisterte Schilderung seiner Tätigkeit in Meyers Skizzen I (1801), 339.

Buchhandlung das Modell einer Denksäule ausgestellt, die er für den Licentiatenberg in Harvestehude bestimmt hatte; denn Harvestehude bot dadurch, daß es „nur von dem feineren Theile der Einwohner Hamburgs besucht“ wurde, die Gewähr, daß das Denkmal keiner Zerstörung ausgesetzt werde.[1]) Von Hamburg aus bat man nun Hagedorns damals gefeierten Biographen Eschenburg (seine Ausgabe der Schriften war gerade erschienen), einen Aufruf aufzusetzen. Eschenburg kam dem am 1. Oktober 1801 freudig nach[2]) — von einem Erfolge aber ist nichts bekannt. Die Denksäule übrigens dürfte sich von der, die derselbe klassizistisch geschulte Arens 1801 Büsch gesetzt hatte, nicht wesentlich unterschieden haben.

Mittlerweile hatte auch ein Auswärtiger an einem Hagedorndenkmal Interesse genommen, nämlich der Apostel des englischen Gartens in Deutschland, der Kieler Professor Laurenz Hirschfeld.

Der englische Garten war seinem Charakter nach auf gefühlsmäßiges Beiwerk angewiesen. Er wurde am Ende des 18. Jahrhunderts von einer Generation ins Leben gerufen, die mehr als jede andere vorher und nachher die Einkehr in die eigene Seele forderte. Die Konvention sollte fallen, und mit ihr fiel der aus einem klaren architektonischen Stilgefühl erschaffene französische Garten. Der neue Garten sollte ein Bild der großen, regellosen „Natur“ werden, denn nur so konnte er zugleich ein Abbild der sich grenzenlos erweiternden Seele sein. Aber er nahm die Seele auch gleichzeitig in seine Schule und führte sie wie im vorgeschriebenen Unterrichtswege an bestimmten Punkten zu bestimmten Empfindungen. Ruinen gemahnten an die Vergänglichkeit, Tempel an das Heilige, tiefsinnige Inschriften reizten zum Philosophieren, Gedenksteine führten der empfänglichen Seele die großen Vorbilder vor Augen — künstlerisch ein höchst bedenkliches Prinzip, das sowohl in der nachgebildeten Landschaftsnatur wie in den ideologischen Reizmitteln zur Kleinlichkeit führen und unklare Empfindungen wachrufen mußte. Es ist hinlänglich bekannt, wie sehr die Romantik nach dieser Seite versagt hat.

[1]) Herold a. a. O.

[2]) Sein Aufruf (nebst einem Brief an Senator Bartels in Hamburg) in handschriftlicher Fassung in Sammlung Lappenberg.

In derartigen Gärten dachte sich Hirschfeld die Denkmäler unserer deutschen Dichter aufgestellt. Im dritten Bande seiner Theorie der Gartenkunst gab er gestochene Anleitungen dazu und sagt, wir haben keine Westminster-Abtei, auch keine Akademie wie Frankreich, aber in unsern Gärten ist Raum und Macht, uns selbst zu ehren, indem wir zur Ehre unserer verdientesten Männer Denkmäler setzen. Welcher Fürst, welcher Große, oder welcher Privatmann will den Anfang machen?[1]) — Man wird Hirschfeld gerne zugeben, daß unter allen Requisiten des landschaftlichen Gartens keins sich ihm natürlicher anschloß als die Denkmäler der von ihm vorgeschlagenen Naturdichter; und besonders sein schlichtes Hagedornmonument, aus dem sich der Quell so rein wie das Lied ergießt, wäre der Ausführung in dem öffentlichen englischen Garten in Harvestehude würdig gewesen. Abb. 7.

Die ganze Verirrung des Geschmacks aber kommt in einem der folgenden Sätze wieder zum Ausdruck: „Trauerdenkmäler sind Eigenthum der melancholischen Scene ... Wenn es die Absicht des Gartenkünstlers fordert, den Schauer einer solchen Scene zu verstärken, so können Monumente dieser Art in einer dunklen Felshöhle, die selbst in besonderen Fällen zu Begräbnißörtern dienen kann, mit einer guten Wirkung errichtet werden.“[2])

Es scheint, daß es Hirschfelds Anregung gewesen ist, die zu dem einzigen Denkmal geführt hat, welches Hagedorn im 18. Jahrhundert gesetzt wurde; und das errichtete ihm

[1]) III (1780), 148.

[2]) III, 150; mit entsprechender Abbildung.



Abb. 7. Vorschlag für ein Hagedorndenkmal.

Aus: Hirschfeld, Theorie der Gartenkunst 1777—1782, Bd. III.

ein Nicht-Hamburger und Privatmann. Der großfürstliche Etatsrat Richardi besaß in Horn vor Hamburg Garten und Gartenhaus, in dem er, wie es im Stil der Zeit heißt, „nach Geschäften und Reisen ein glückliches zwischen den Wissenschaften und der Gastfreundschaft getheiltes Privatleben führte".[1]) Hier auf eignem Grund und Boden setzte er um 1780 vier bedeutenden Hamburgern steinerne Monumente, die er selbst entwarf: sie galten dem Dichter Hagedorn, dem Maler Denner, dem Architekten Sonnin und dem Musiker Telemann. Die Denkmäler sind längst verschwunden, schon vor 1796, doch haben sich Abbildung und Beschreibung in Hirschfelds Gartenkalender auf das Jahr 1783 erhalten.

Es heißt dort: „Hagedorns Denkmal, oder die Ehre der Dichtkunst. Es stelt eine Säule mit einer Urne dar. Auf der einen Seite der Säule sieht man das medaillenförmige Bildnis des Dichters, mit einem Lorbeerkranze um das Haupt, und rings umher mit einer Guirlande verziert; unter dem Bildnis befindet sich am Fußgestell auf einer von Epheu umschlungenen Tafel mit goldenen Buchstaben der Name: von Hagedorn. Auf der andern Seite hängt an der Säule die Leyer des Apoll, zur Trauer gesenkt. Die Säule nebst der Urne und dem Fußgestell hat eine Höhe von 9 und ein halb Fuß, und ruhet auf einem mäßigen mit Blumen gestickten Grashügel, den Begräbnißhügeln der alten Deutschen ähnlich. Die Säule hat im Durchschnitt 2 Fuß 4 Zoll. Sie ist mit Festons von Lorbeern geschmückt." Abb. 8.

Während man sich so in fast ergebnislosen Plänen erschöpfte, waren unvermerkt die Ruhejahre des Butlerschen Familiengrabes, in dem Hagedorn beigesetzt war, abgelaufen. 1804 mahnte nochmal ein Ungenannter im 69. Stück der wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten; damals stand der Abbruch des Doms unmittelbar bevor. Aber schon 8 Jahre früher war das Grab an die Kirche zurückgefallen, ausgeleert und die Gebeine des Dichters an würdelosem Orte verscharrt worden.[1])

Das 19. Jahrhundert, das in allen deutschen Städten einen beziehungslosen Überfluß an Denkmälern hervorgerufen hat, hätte den Dichter wiederum bald vergessen. Und doch, wenn Hamburg einem seiner Söhne auf dem Gebiete der geistigen Kultur verpflichtet war, so war es Hagedorn, denn kaum ein anderer hat seiner Zeit so viele neue Bahnen im wörtlichen Sinne eröffnet. Gewiß gehört Hagedorns Kunst der Vergangenheit an und will historisch verstanden werden; von diesem Standpunkt aus aber ist sie nicht zu überschätzen. — 1897 ist dem Dichter im Harvestehuder Eichengrund an der Krugkoppelbrücke, ziemlich da, wo das alte Klostergasthaus stand und unter den mächtigen Eichen, die schon ihm ihren Schatten gespendet haben, ein Stein mit einer bronzenen Relieftafel gesetzt worden. Ein Hamburger Bürgerverein hatte die Initiative ergriffen und den heimischen Bildhauer Karl Börner mit der Ausführung betraut. Börner wählte einen mächtigen, mehr als 4 m hohen Granitblock, in dessen leicht behauene Vorderseite er eine bronzene Reliefplatte einließ: Hagedorn sitzt mit Buch und Griffel auf einer Bank, welche an das Ufer seines lieben Alsterflusses gerückt ist; seine Linde, die er zu seinem großen Kummer als Eiche besungen hatte,[2]) spendet ihm Schatten; sein Blick schweift in die Ferne; zu seinen Füßen liegen Hut und Wanderstab. Darunter liest man: „Hier dichtete Friedrich von Hagedorn, geboren 1708, gestorben 1754."

[1]) Gartenkalender a. d. J. 1783, hrg. von Hirschfeld, S. 265—268; vergl. dazu Schnitger und Kowalewski in den Mitteilungen des Vereins für Hamb. Geschichte 1909, 177 ff. und 213 ff. Richardi war 1726 in Petersburg geboren. Sein Garten entspricht den heutigen Grundstücken Hornerlandstraße 125—145 (Nordseite).

[1]) F. J. L. Meyer, Skizzen II, 272 ff.

[2]) Vergl. S. 48.

Die Rückseite des Steines trägt die Inschrift: „Gestiftet vom Pöseldorfer Verein 1897."

Porträtähnlichkeit ist in keiner Weise angestrebt, wenigstens nicht erreicht. Selbst Haltung und Kleidung haben wenig Zeitcharakter, geschweige denn etwas Hagedornsches. Und doch berührt dieser Denkstein durchaus sympathisch, vor allem durch die glückliche Art, in der er dem Landschaftsbilde eingefügt ist. Hagedorn hat sich zu Lebzeiten deutlich gegen ein Denkmal ausgesprochen, aber eine Erinnerung dieser bescheidenen Art würde auch er nicht abgelehnt haben.[1])

[1]) Über die Entstehung und Enthüllung des Denkmals vergl. z. B. den Hamburgischen Correspondenten 1897 Nr. 483 und 487.

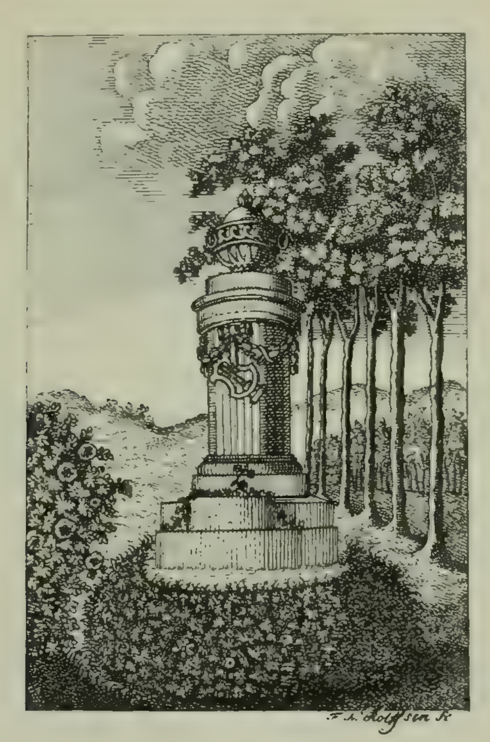


Abb. 8. Hagedorndenkmal.
Ehemals im Richardischen Garten in Horn bei Hamburg.
Aus: Gartenkalender auf das Jahr 1783.

ANHANG

1. Quellen zur Familiengeschichte.

1. Bobé. Detlev v. Ahlefeldts Memoiren aus den Jahren 1617—1659; hrg. von Louis Bobé, Kopenhagen 1896.

2. Genealogische Tabelle der Familie Hagedorn; das Original s. Z. (1780) befindlich bei der K. Dänischen Genealogischen und Heraldischen Societät in Kopenhagen. Beglaubigte dänische Abschrift in den Akten des Amtsgerichts Dresden, den Nachlaß des daselbst 1780 verstorbenen Geheimen Legationsrats Christian Ludwig von Hagedorn betreffend, Lit. H. 655, S. 105; deutsche Übersetzung daselbst S. 268.

3. Rachlovs Genealogie der Familie Hagedorn. Aufgefunden von Bobé 1901 im Reichsarchiv zu Kopenhagen (Gen. herald. Archiv), in seinem unter 1 aufgeführten Buche noch nicht benutzt, sondern dem in meinem Vorworte genannten Oberleutnant Hagedorn überlassen. Verfaßt von Rachlov zwischen 1780 und 1789, wie sich aus der Erwähnung des Todes Christian Ludwigs (1780) und der Noch-Nicht-Erwähnung des Todes der Christiane Friederike von Tönsberg, geb. Hagedorn (1789), ergibt, und zwar auf Grund von Studien, die Rachlov in Holstein, Schonen und Kopenhagen anstellte, vergl. Nyeste Skilderie af Kjobenhavn 14. December 1804; außerdem richtete er sich nach der unter 2 genannten Genealogischen Tabelle; manches mag ihm auch in den Grundzügen bekannt gewesen sein, da er drei Jahre Hauslehrer bei einem Zweig der Hagedornschen Familie in Harrislevgaard gewesen war, vergl. Danske Biografisk Lexicon. — Rachlov hat zweifellos alte Papiere vor sich gehabt, doch sind seine Worte überall mit Vorsicht aufzunehmen, und wo er von Bobé abweicht, gebührt diesem ständig der Vorzug. Vergl. über Rachlov und seine Machenschaften den ausführlichen, dänisch-handschriftlichen Bericht, den cand. mag. Nanna Lange am 27. Dezember 1905 an Oberleutnant Hagedorn einsandte; jetzt in dessen Nachlaß.

Den unter 2 und 3 genannten Quellen liegen bestimmte Verhältnisse zugrunde, die uns noch mehrfach interessieren werden. Ich schicke daher ihre Darstellung voraus.

Christian Ludwig von Hagedorn, der Bruder des Dichters, war im Jahre 1780 als Geheimer Legationsrat und Generaldirektor der Kunstakademien in Dresden gestorben. Das kurfürstliche Amt übergab die Feststellung seines Nachlasses dem Notarius Publicus, dem nachherigen Kammerprokurator Joh. Jac. Rost, einem langjährigen Freunde des Verstorbenen. Unter Hagedorns Papieren fand sich nun ein Testament vom 14. Juli 1760, welches von ihm eigenhändig unterschrieben und gesiegelt war, doch fehlten ihm die Unterschriften der beiden gesetzmäßigen Zeugen. In diesem Testament war die Universität Wittenberg zur Universalerbin eingesetzt, d. h. es fielen ihr u. a. 274

Bilder (im Schätzungswerte von mehr als 12000 Talern), 333 Handzeichnungen und eine äußerst umfangreiche Bibliothek zu, vom Silber und Porzellan gar nicht zu reden.

Das Testament wurde aber von Hagedorns Verwandten in Dänemark angefochten, besonders von Rachlov. Es entstand ein 14 Jahre dauernder Prozeß, in dessen Verlauf die Genealogische Tabelle nach Dresden eingesandt und Rachlovs Genealogie verfaßt wurde, vergl. den S.82 genannten Bericht von Nanna Lange S.8b. Die Universität Wittenberg verlor endlich (1794) und mußte sich mit einer Entschädigung von 3800 Talern zufrieden geben; der Nachlaß wanderte dafür nach Dänemark.

Dort war die Erbin Christiane Friederike von Tönsberg, geb. Hagedorn, bereits am 28. Juni 1789 gestorben und an ihre Stelle war ihre Nichte, Frau Propst Rachlov zu Snoldelöv auf Seeland, getreten, die aber 1794 gleichfalls verschied. Ihr Mann, der Propst, sann nun auf den Verkauf der Bilder (vergl. z. B. Baden S. IV), der aber trotz aller Anpreisungen nicht glücken wollte. Und als er endlich infolge früherer Betrügereien in Geldnot geriet — brannte sein leerstehender Hof in Snoldelöv, der die Bilder beherbergte, plötzlich ab; nur 13 wurden gerettet. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Propst das Feuer selber angelegt hat, um sich in den Besitz der hohen Versicherungssumme zu setzen. Vergl. den S. 82 zitierten Bericht von Nanna Lange, außerdem das Danske Biografisk Lexicon.

Ich habe diese Verhältnisse nur kurz berührt, da Dr. Moritz Stübel-Dresden sie demnächst in einer Studie über Christian Ludwig von Hagedorn ausführlich behandeln wird. Die äußerst umfangreichen und auch kulturhistorisch hochinteressanten Akten, die die Aufzählung eines kompletten Hausstandes um 1780 von Zimmer zu Zimmer, die Beerdigungsbräuche u. a. m. enthalten, liegen auf dem Amtsgericht Dresden: H. 548. 554. 579. 610. 586. 635. 691. 16. 582. 584. 82; dazu auf dem Hauptstaatsarchiv daselbst Appellationsgericht Acta 256 CD de anno 1787 und 324 CD de anno 1790. — Das Testament selber H. 655 S. 100.

2. Brief des Seneca Hagedorn

aus Kopenhagen vom 17. IX. 1732 (Wolfenbüttel Nov. 634). Die betreffende Stelle, deren Interpunktion von mir stammt, lautet: „Was Sie sonsten schreiben, daß Ihr Bruder Ludwig zu Altorf (studiert) und da die Origine unserer Familie aufsuchen will, ist gahr viele mühe. Er wird sich in der Sweitz, in Swaben und der orhten sunst in Teutschland informieren. Die Kaufleute zu Norrenberg, so Hagedorns heißen, seindt nicht von denen. Sie konnen in daß große teutsche Wapenbuch sehen, so werden sie zweley finden, so sich Hagendorn und Hagentorn schreiben; da von seindt wir gahr gewiß, nach Euer selbigen Vatters Eigen Erfindung, dar von schon ein groß Theil zu meiner Zeit geschrieben. Friedrich der 3te (1648—70) hat keinen Adels-Brief gegeben an jemand, und wird Mons. Schnell dar in fehlen, denn ich solte glauben, daß solches unotig wehre, wenn sie sonsten adelleutte wehren wie Euer Groß Vatter und Groß oncle (?) altzeit pretendiert haben. Komm(t) sein Bruder in Teutschland, so lasse er sich vernehmen, was vor Hagedorns dar seindt und informiere er sich, ob keiner daraus vor etlichen Jahren ist nach Niedersachsen kommen. Wenn ich selber mit Euch reden konte, wolte ich Euch bede ein Haufen weissen, aber nun kann ich solches nicht schreiben. Grüße er seiner Frau Mutter etc. . . .“ — Das große teutsche Wapenbuch ist jedenfalls der alte Sibmacher, in dessen Ausgabe von 1703 z. B. man die genannten Hagendorns und Hagentorns findet (V, 120. 207. 208); es sind schwäbische und schweizerische Familien. — Betreffs der Zugehörigkeit der Nürnberger Hagedorns ist Rachlov anscheinend anderer Meinung als Seneca, der die Ansicht des Hans Statius ausspricht. Rachlov meldet,

Johann Hinrich von Hagedorn, ein Onkel des Verwalters Philipp, habe in Nürnberg die Witwe eines Ratsherrn geheiratet, sei 1581 oder 1591 als Kommandant in Lichtenau gestorben und habe Nachkommen hinterlassen.

3. Stammbaum der Anna Maria von Hagedorn, verwitweten von Beseler, geb. Schuhmacher.[1])

Diedrich Fock, † 1661
Zucker-Raffinadeur
verehl. mit Agneta Dunt, † 25. V. 1635,
Tochter des aus Brabant geb. Simon Dunt.

|

Simon Fock, † 17. V. 1682
Jurat an St. Catharinen, Commerz Dep. 1675,
Präses des Commerz Collegs 1679,[2])
Surrog. Oberalter 1677—1680,
verehl. mit Maria von Pieren 15. XI. 1652.

|

Maria Elisabeth Fock,[3]) geb. 22. I. 1656,
verehl. mit Joachim Schuhmacher (Schomaker)
8. XI. 1675.

|

Anna Maria Schuhmacher,[4])
getauft 25. X. 1676,
verehl. 1) mit Nicolaus von Beseler[5])
1. V. 1693, † 1706,
2) mit Hans Statius Hagedorn
25. VII. 1707, † 1722.

[1]) Aus dem Fockschen Stammbaum im Staatsarchiv hier.

[2]) Wird 1679 am 4. XII. zu 50 000 Mk. Strafe verurteilt, weil er in Lauenburg hat Geld schlagen lassen, Stelzner Versuch III, 1179 f.

[3]) Eine Schwester Susanna Fock, geb. 22. X. 1660, heiratet am 27. I. 1689 den schwedischen Postmeister Joachim Vatky in Stralsund, dem vom König von Schweden später der Name Rosenkrantz verliehen wird. Ein Brief von ihr in Wolfenbüttel Nov. 630 an Christian Ludwig von Hagedorn, unterschrieben „Tante (statt Großtante) Wittwe von Rosenkrantz geb. Focken"; sie starb am 3. August 1731, vergl. Litzmann 48. — Mit ihr wird wohl die Theodore von Schwanlohe in Stralsund zusammenhängen, die Friedrich als ihren Vetter anredet und von der sich mehrere Briefe in Lappenbergs Sammlung finden. Sie dichtete und erbat sich Friedrichs Kritik; an sie sind vielleicht die beiden Gedichte, Eschenburg IV, 113 ff. gerichtet; das erste, ohne Überschrift, in Lappenbergs Sammlung.

[4]) In ihren Briefen ist oft von den Fockschen Verwandten die Rede, vergl. Litzmann 16, 18, 44, 63, 76, 84, 88; außerdem Brief Friedrichs an seinen Bruder 22. I. 1732, Sammlung Lappenberg.

[5]) Auf eine Lastrop-Beselersche Hochzeit hat Friedrich als „Vetter" ein Gedicht verfaßt, 1730, vergl. Hamb. Schriftstellerlexikon III, 58 Nr. 10.

4. Die wichtigsten Quellen zur Lebensgeschichte Friedrichs von Hagedorn.

a) Handschriftliche Quellen.

1. Wolfenbüttel, Bibliothek Nov. 630 bis 634. Enthält ganz überwiegend die kunsttheoretischen Briefe Christian Ludwigs an seinen Bruder. Von Eschenburg wenig benutzt.

2. Hamburg, Lappenbergsche Sammlung, im Besitz von Senator Dr. Lappenberg. Enthält in der Hauptsache Friedrichs Korrespondenz, doch auch die Briefe der Mutter an Christian Ludwig, außerdem die wertvollen Notizen Herolds für Eschenburg auf 16 Folioseiten, und neuere Abschriften der Briefe Hagedorns an Giseke. Von Eschenburg stark benutzt.

Diese beiden Sammlungen repräsentieren den Nachlaß der beiden Brüder Hagedorn; über Friedrichs Nachlaß vergl. Eschenburg I, X ff.; über Christian Ludwigs Nachlaß Anhang 1; dazu Dresden Amtsgericht H. 582 S. 357 b, woselbst ein Protokoll über diese Briefschaften (von Vater, Mutter, Verwandten und vom Bruder; auch an den Bruder).

3. Zürich, Universitätsbibliothek. Mehr als 40 Briefe Hagedorns an Bodmer, auf 260 Quartseiten. Literarhistorisch äußerst wertvoll. Wenig benutzt von Herm. Schuster in seiner Leipziger Dissertation über Hagedorn und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. 1882. — Die Züricher Briefe werden ergänzt durch Nr. 4 der gedruckten Quellen.

4. Hamburg, Stadtbibliothek.

a) 12 Briefe Hagedorns an seinen Freund Dr.

M. A. Wilckens, in Cod. ms. supellex epistolica 111—113 fol. 68 ff.

b) Der Vertrag Hagedorns und J. F. Liscows mit dem Buchhändler König über die Hamburger Privilegierten Anzeigen 1737; Sammlung Campe, daselbst.

c) Briefwechsel Winckler-Buddeus in Epistolae autographae ad J. F. Wincklerum.

5. Dresden, Hauptstaatsarchiv Loc. 1394. Zu denen Commissions-Akten ... wider Mackphail ...: vier Briefe Hagedorns an C. L. Liscow, ein Brief J. F. Liscows an seinen Bruder z. T. über Hagedorn; größtenteils gedruckt bei K. G. Helbig, C. L. Liscow. 1844.

6. Dresden, Autographen-Sammlung des Herrn Kestner, zitiert bei H. Schuster (siehe unter 3). Wo sich die Sammlung heute befindet, habe ich trotz der Unterstützung der Herren Professor A. Köster, Leipzig, und Dr. M. Stübel, Dresden, nicht ausfindig machen können.

7. Hannover, Kestner-Museum. Ein unbedeutender Brief Friedrichs an unbekannten Adressaten. Datiert Hamburg 31. XII. 1746.

8. Leipzig, Universitätsbibliothek, Gottscheds Briefwechsel. Ein Brief Hagedorns an Gottsched 1730, vergl. Suchier, Gottscheds Korrespondenten, in der kl. Gottsched-Halle VII, 35—36.

9. Detmold, Frau Hofrat Eschenburg. Ein Brief Hagedorns an unbekannten Adressaten 8. VIII. 1750 (über seine Bergwerkskuxe); ein Brief des Hofrats v. König, Dresden 4. X. 1740; ein Brief J. F. von Bars im Auftrag ihres Vaters, Hamburg 18. X. 1740; ein Brief von Jean Grou und Augustin Michel, Hamburg 26. VI. 1744, in kaufmännischen Angelegenheiten, und ein italienischer Brief von Jordini (?) 1746?

10. Kopenhagen, Kgl. Bibliothek. Ein Brief Hagedorns à mon très cher cousin, Hamburg 23. II. 1729. (Außerdem drei Briefe C. L.s von Hagedorn aus Wien 2. VI. 1738, 20. V. 174?, und aus Dresden 14. X. 1755; endlich drei Briefe des Hans Statius aus Hamburg vom 26. XI. 1706, 23. IV. und 19. VII. 1710.)

b) Gedruckte Quellen.

1. C. H. Schmid, Biographie der Dichter II, 359 ff. 1760. Schmid wurde vom Bruder des Dichters bei dieser Arbeit unterstützt, vergl. C. H. Schmid, Nekrolog 1785, 312.

2. A. F. Büsching, Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen VI, 189. 1789.

3. Lessing, Kollektaneen I, 325 ff. 1790.

4. G. F. Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer 1794. Ergänzung zu Nr. 3 der handschriftlichen Quellen.

5. J. J. Hottinger, Salomon Geßner. Zürich 1796. S. 61 ff.

6. Torkel Baden, Briefe über die Kunst von und an C. L. von Hagedorn, 1797. Baden hatte sich die Briefe von Rachlov, Hagedorns dänischem Erben, erbeten, vergl. sein Vorwort; außerdem Anhang 1.

7. J. J. Eschenburg, Hagedorns Poetische Werke mit Lebensbeschreibung und Briefwechsel, 1800. Fußt besonders auf Nr. 1 und 2 der handschriftlichen Quellen, die damals aber manches enthielten, was heute fehlt, z. B. Briefe der Mutter an Friedrich (Eschenburg IV, 8). Selbstverständlich fehlen auch alle Briefe Hagedorns, die Eschenburg sich von den Erben der ursprünglichen Adressaten erbeten hatte.

Nach Eschenburgs Tode (1820) kam ein großer Teil der Briefe zur Versteigerung und so wohl nach Wolfenbüttel; der kleinere und interessantere blieb bis etwa 1845 in den Händen seiner Söhne. Von ihnen ging er um diese Zeit — auf welche Weise ist nicht bekannt — in den Besitz des Hamburger Archivars Dr. Lappenberg über.

Eschenburgs Abdruck ist durchaus nicht immer korrekt. Er ersetzt gelegentlich Worte durch andere, sehr häufig die so charakteristischen Fremdworte durch deutsche; auch gibt er oft nicht an, wo er gekürzt und infolgedessen manchmal auch leicht verändert hat.

8. J. H. Herold, Versuch eines Beitrages

zu Friedrich von Hagedorns Leben und Charakteristik. Hamburgische Adreß-Comtoir-Nachrichten 1800, 337 ff. — Herold ragt noch in die Hagedornsche Zeit hinein (geb. ca. 1743); er entstammt einer angesehenen Hamburger Buchhändlerfamilie. Sein Vater war Verleger von Brockes, auch des Hagedornschen Auszuges, war überhaupt mit den Hamburger Schriftstellern jener Zeit wohl bekannt. Vergl. das Hamburger Schriftstellerlexikon III, 207; Eschenburg I, XIII; Helbig, Liscow 61.

9. F. J. L. Meyer, Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. 1800 ff. II, 64 ff. und 272 ff.

10. Gramberg, Etwas über Liscow, in Neue Irene. Eine Monatsschrift, hrg. von G. A. von Halem. Oldenburg 1806. I, 241 ff.; II, 109 ff. Gramberg verdankt sein handschriftliches Material z. T. Eschenburg, vergl. Irene II, 124. Seine Mitteilungen sind für den Verkehr der Brüder Hagedorn mit den Brüdern Liscow hochinteressant. — Ein Exemplar des seltenen Buches, und zwar G.s korrigiertes Handexemplar, in Oldenburg, Großherzogl. Bibliothek.

11. Hamburg und Altona. Eine Zeitschrift zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks. 1806. 306 ff.: Hagedorn.

12. K. G. Helbig, C. L. Liscow. 1844. Hier werden S. 42 ff. die Briefe mitgeteilt, von denen schon unter 5 der handschriftlichen Quellen die Rede war.[1])

13. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller III. 1857. Artikel Hagedorn.

14. Lappenberg (-Weiland), Briefe von und an Klopstock. 1867. Brief 6, 11, 49 von Klopstock an Hagedorn.

15. H. Schuster, Hagedorn und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Diss. Leipzig 1882. — Schuster benutzte die mir nicht zugängliche Kestnersche Autographensammlung, vergl. Nr. 6 der handschriftlichen Quellen.

16. Litzmann, Briefe von Anna Maria von Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig 1731—32. Hamburg 1885. (Sonderabdruck aus Koppmann, Aus Hamburgs Vergangenheit I. 1885.) Die Originale der Briefe in Sammlung Lappenberg. — Vergl. auch Litzmann, C. L. Liscow. 1883. 106 ff.

17. A. v. Haller, Tagebuch (1787) II, 118 ff. Nicht als Quelle, aber als Charakteristik von hohem Wert.

5. Cyrill von Wich.

Eine „Beschäftigung" bei Wich wird zuerst angemerkt im Hamburger Schriftstellerlexikon III (1857), 53; es wird auf Eschenburg V, 84 verwiesen, doch ist hier zweifellos Söhlenthal gemeint. Auch Litzmann 53 ist sich unklar. Daß in der Tat Wich gemeint ist, scheint mir aus folgenden Gründen hervorzugehen: 1) aus den im Text zitierten Worten Christian Ludwigs; mit dem „ehemaligen Etabissement bei Wich" kann nur das in Rede stehende gemeint sein, da Friedrich sonst nie in dienstlichen Beziehungen zu Wich gestanden hat; 2) in dem Brief, in dem die Mutter über Friedrichs Stellung bei dem Sohn des Herrn Envoyé klagt, ist von einem kleinen W. die Rede, mit dem Friedrich sie besuche (Litzmann 56): das ist doch wohl der junge Wich (s. u.); 3) wird Friedrich beim Tode von Wichs Schwiegermutter ein Trauerkleid versprochen (Litzmann 48), bestimmt nicht von seiner Mutter; der Geber wird nicht genannt, kann aber wohl nur Wich sein, denn nur dieser hatte ein Interesse daran, daß Friedrich, als Angehöriger seines Haushalts, Trauer anlege (s. u.).

Wich stammte aus bürgerlicher Diplomatenfamilie, war seit 1729 Baronet, vergl. Zeitschr. des Vereins für Hamb. Gesch. III, 442; die Hagedorns empfanden ihn als unebenbürtig,

---

[1]) Folgende Druckfehler sind in den von Helbig mitgeteilten Briefen zu berichtigen: Seite 45_{9} somne; 45_{16} frère (damit fällt die Anmerkung); 47_{3} unten des savans; 50_{18} les rimeurs; 50_{1} unten 8. April 1740; 51_{7} n'auroit; 53_{2} befiehlt; 53_{4} Trünklein; 53_{15} unten von Rohr; 58_{9} bien de; 58_{5} unten deuxieme 4e; 59_{12} unten des depeches.

vergl. die scharfe Äußerung Christian Ludwigs in Denneriana 3, Sammlung Lappenberg; die Bekanntschaft Wichs mit den Eltern bezeugt Christian Ludwig, Wolfenbüttel Nov. 630, 45. Wichs Frau war die Tochter des holsteinischen Geheimrats Magnus Wedderkop, sein Sohn Magnus wurde 1716 getauft, war also 8 Jahre jünger als Friedrich; er wird Litzmann S. 56 genannt „wen Friedrich bey mir ist, so geth die Zeit eilig vorbey und der kleine W: (Wich) eilt, umb nicht beschlossen zu werden" (Anna Maria wohnte ja vor der Stadt); vergl. über die Familie Wich Heinrich Hitzigrath, Die Kompagnie der Merchants Adventurers und die englische Kirchengemeinde in Hamburg 1611—1835. 1904, S. 26; auch Litzmann 48: „die Frau Geheimbe Rähtin Wedderkoppen ist den 3. August gestorben, für welche zu trauren Friedrich ein Kleidt versprochen worden." Der arme Schelm wird sich gefreut haben!

6. Verhältnis zu älteren Dichtern.

Der Titel „Nebenstunden" weist rückwärts: Heräus, Eccard, Pfeffer, Kiene, von Bostel, Canitz geben ihre Poesie für Nebenwerk aus, vergl. Gervinus III[4], 465.

Welchen Leitsternen Hagedorn in der frühsten Jugend gefolgt sei, schreibt er Bodmer am 19. V. 1753: „Der erste Poet, der mir gefallen, ist Rachel gewesen, und der zweite Hofmannswaldau, den mir mein Mentor wegnahm, aber dadurch mich nur veranlaßte, ihn heimlicher zu lesen. Es ist kein Wunder, daß in den grünenden Jahren seine Heldenbriefe mir angenehm waren. Hunold und Feind sind vorzeiten meines Vaters Parasiten gewesen; doch weiß ich nicht, ob als Poeten. Jenen habe ich nimmer, diesen aber, soviel ich mich erinnere, nur ein paarmal gesehen. Aber in denen Jahren las ich mehr französische, als deutsche Dichter, und ich hatte Recht. Andräas Gryphius ist, wie mir eben beyfällt, damals auch einer meiner Poeten gewesen." Hiermit ist die Revue der Dichter zu vergleichen, die Hagedorn in seiner Jugendsatire „Der Poet" (Versuch von 1729) gibt; er charakterisiert hier König, Canitz, Besser, Gottsched, Günther, Opitz, Brockes und Pietsch.

Hagedorns ausgemachter Liebling war zeitlebens Opitz, dessen Name in dem Züricher Briefwechsel mit Bodmer überaus häufig genannt wird. Er schreibt z. B. am 11. V. 1745: „Den Deutschen gereicht es zur Schande, daß sie diesen Poeten, den sie fast auswendig wissen sollten, nicht öfter in die Hand genommen und andern ... die Stelle zugestanden, die nur ihm gehörete." Vergl. außerdem die sehr nachdrücklichen Worte bei Eschenburg V, 80f. — Über Besser schreibt er: „Wem bekannt ist, wieviel Zeit, Fleis und Mühe der seel. Mann sich zu seiner Arbeit genommen, wie oft und mit welcher Strenge er seine eigenen Werke ausgebessert und nach vielem Übersehen recht reif und fast unverbesserlich werden lassen, der wird ... sich vielleicht wundern müssen, daß man an einer so schönen Gedichts-Bildung eine so geringe Narbe so richterlich zu meistern angefangen. Sollte mir hierbey wol mit Unrecht einfallen, was ich beym Statio mich gelesen zu haben erinnere

— Nec tu divinam Aeneida tenta
Sed longe sequere et vestigia semper adora."

(Ungedruckter Brief Friedrichs an einen Unbekannten, datiert Hamburg 23. II. 1729. Kopenhagen, Kgl. Bibliothek); über Wernicke Eschenburg I, 124; über Hofmannswaldau daselbst I, 158f.:

„Allein wie viele sind von denen, die dich schmähn,
Zu metaphysisch schwach, wie du, sich zu vergehn."

Über Brockes, in dessen Manier noch das „Jenische Paradies" im Versuch von 1729 gepinselt ist, hat Hagedorn später seine Meinung in den beiden köstlichen, erst nach seinem Tode bekannt gewordenen Parodien ausgesprochen, Eschenburg IV, 115ff.

7. Brief Friedrichs über die hamburgisch-englischen Gesandtschaftsverhältnisse.

d. 17. Nov. 1741.

Liebster Bruder,

Den 15ten dieses habe ich durch Herrn Liscow deinen Cinna vom 7ten, was die wiedertaufferischen Drangsahle anbetrifft, hinlänglich beantworten lassen: additis Steinbeckianis. Hiemit schreibe ich zur weiteren Erörterung des übrigen Inhalts und der Reanalectorum. Die Möglichkeit eines Plans in Absicht auf einen Dienst beym Englischen Hof muß sich überhaupt aus der heutigen Art, solche Dienste zu vergeben, und in Betracht meiner, aus den besonderen Umständen des Gebers und Annehmenden entscheiden. Nur Einheimische können sich in Großbritannien zu Diensten Hoffnung machen, und es ist dir hoffentlich bekannt, daß die Naturalisation keinen fremden fähig machet, einen Dienst bei Hofe zu suchen. Dieses ist die Regel, und du kannst dir leicht vorstellen, daß solcher insonderheit nachgelebet wird, wenn es auf beträchtliche Bedienungen ankömmt, die das Interesse der gantzen Nation betreffen; als Gesandschaften und Würden, deren Folgen einen weiten Umfang haben und viele aufmerksam machen. Vielleicht giebt es dunklere aber einträgliche Unter-Bedienungen in Schottland, Irrland und den Colonien, welche post varia discrimina Fremden ex favore und dieser Regel zuwider zu Theil werden. Solche aber werden denn auch nicht vom Könige, sondern vom Vice-Roi vergeben, und hierher will ich gar nicht die mit guten Einkünften versehene Stellen rechnen, deren Vergebung à mero arbitrio dieses oder jenen Lords, entweder aus angeerbter Macht oder vigore seines Postens bei Hofe, (als Lord Chamberlain, Lord Privy-Seal, der Grand Ecuyer etc.) dependiren, welche oft stattliche Dienste sind und zu der sogenannten Civil-Liste, die vom Könige besetzt wird, eigentlich nicht gehören. Ob aber, unter den vielen Sollicitanten, die bei Erledigung solcher Stellen sich melden, ein Abwesender und ein unnaturalisirter Fremder, sich angeben dürfe? ist nicht fragenswerth.

Der alte Sir Luke Shaub ist ein Schweitzer, und ist vor der Acte, die naturalisirte Fremde von Bedienungen der Crone ausschliesset naturalisirt worden. Wie nach langen, schweren Diensten Zollmann, ein Gothaner, Secretaire d'Ambaßade bey Mr. Pointz in Stockholm, imgleichen ein Hannekenius dasselbe bey Mylord Marchmont in Copenhagen, Mr. Robeton, der schon lange todt, ein Unter-Sekretaire in der Cantzeley geworden, weiß ich nicht zu determiniren. Daß aber dazu gantz besondere, seltene Umstände, viele Jahre und Freunde und interessante Geschäfte erfordert werden; das begreifest du, sowohl als ich. Mr. Laurency anbetreffend, der Sekretaire d'Ambaßade bei Mr. Trevor im Haag ist, aber auch sonst daselbst residirt, hat zum Theil diese Beförderung seiner vieljährigen Expectanz zu danken. Er hatte, doch nur auf kurze Zeit, nach dem Robeton, die fonctions dessen Dienstes zu verwalten und gute Intraden. Ob ihm aber gleich der König und die Königin nicht ungewogen war, so ging es ihm doch nicht sehr glücklich und wenn seine Frau nicht junge Fräuleins und andere pucellages auferzogen und den Dienst einer Hofwäscherin gehabt hätte, der 120 £ einträgt; so würde er schmale Bissen gezählt haben. Das Exempel des Dunants in Wien setzet auch gantz besondere Umstände voraus. Wenn die Königliche Famille diesen oder jenen versorgen will und ihm keine Pension angedeihen lässet; so fliessen die Gnadenbezeugungen und Dienste gemeiniglich in Irrland und Schottland aus entfernten, versteckten Quellen, die mehr tränken, als rauschen. Sonst aber werden die Bedienungen nur Einheimischen zu Theil und die Nothwendigkeit alle und jede, die ein anständiges Votum im Parlamente selbst zu geben oder zu bewirken wissen, zu gewinnen

oder in guten Neigungen zu erhalten, veranlassen, daß geistliche, Civil- und Militair-Bedienungen auf ansehnliche Recommandations, demjenigen zufallen, der, wenn man seiner und seiner Verwandten und Freunde im Parliament und den Provinzen entbehren könnte, in gar keine Consideration kommen würde. Das übrige erkläret sich aus dem Laufe der Welt und dem 3ten und 4ten Theile des Gil Blas.

Was nun meine Situation anlangt, deren empfindlichster Unsegen das aes alienum ist, so concurriren viele Umstände, die mich verhindern, einen neuen Plan anzulegen. Mr. Cope, der wenigstens 4 à 5 Jahre jünger ist, als ich, doch aber seitdem er die holländischen Universitäten und den Barbeyrai (?) verlassen, von Mr. Titley in Copenhagen formiert und hernach, mit Diäten Gelder von 2 £, nach Antwerpen geschickt worden, auch sonst viele Fähigkeit und Application hat, der würde diese Stelle nicht erhalten, oder wenigstens so früh nicht gekrigt haben, wenn 1) sein Vater, der General Major Cope, nicht ein Parlamentsglied und 2) der vertrauteste Freund des Mylord Harrington wäre. Hiesige Residentur wird nächst der ungewisseren zu Florenz, für eine der besten angesehen, die König Georg auswärtig zu besetzen hat, und niemand hält den kränkelnden Cyrillum [Wich] für glücklicher, seitdem er die Gesandschaft nach Petersburg überkommen. Urtheile daraus, wie wenig es an Leuten fehlen muß, die darum werben, und wie sehr mancher wohlverdienter englischer Minister die täglichen drey Pfund Sterling und die 300 £ Equipage-Money, die ein englischer Resident hat, hier zu verzehren wünschet, wenn er kein sonderliches Vermögen hat, das ihn, ohne Dienst und Character in Engelland hinlänglich etablieren kann. Gesandschaften an Höfe haben mehr Aufwand, mehr Verantwortung, mehr Mühe, und sind fast alle von kürzerer Dauer. Cope ist also wirklich glücklich und erkennet es auch. Sein Vater hat den 300 £ Equipage-Money, die der König giebt, noch 500 £ hinzugefügt. Cope est garçon et garçon éconôme, dem der äußerliche Staat genug ist. Was will ein solcher mehr? Aussi se sent-il assez. Mir soll verlangen, woher er einen Secretaire bekommen will. Er muß einen haben, der bei ihm logiert. Ich speise des Posttags Abends bei ihm und bringe ihm Zeitungen, die zwar seine depeches wenig bereichern, gleichwohl aber meinen guten Willen bezeugen und Dank erhalten. Hingegen bin ich nicht sein Schwartz und verdiene desfals von dir keine Vorwürfe. Um aber in mein Gleiss weder einzulenken, so versichere ich dich, daß durch Ihn daher kein plan anzulegen stehet, weil er gewiss noch in ziemlicher Zeit keine neue graces für sich oder für andre suchen noch erwarten kann. Da auch zu den eigentlichen Hansee-städtischen Geschäften kein Gesandter erforderlich ist: da mit dem Hollsteinischen, braunschweigischen und mecklenburgischen Hofe auch selten etwas abseiten Engellands, quà Engelland, vorfällt und, wenn ja sich plötzlich etwas hervorthun sollte, allezeit auf kurze Zeit, mithin wenigern Kosten, ein Gesandter überkommen kann: So ist ein Wunder und desto größeres Glück für den Nachfolger des Herrn Wich, daß der König, der sonst sehr auf Ordnung und Vermeidung überflüssiger Kosten siehet, die Hamburgische Residentur länger beybehält, als die florentinische, und daß solche nicht auch in ein Consulat verwandelt worden.

Wäre hiesiges Ministere von dem Umfange und der Beschaffenheit, daß dazu ein Legtions-Fetzer erfordert würde, und wäre alsdann dazu ein Subjectum annoch vorzuschlagen (das ist, müßte ein angehender Ministre wirklich vorschlagen und nicht einen jeden annehmen, den ein Harrington oder ein anderer Großer ihm vorschlägt, so wie ipse Cope den dir bekannten St. Pierre, der glaube ich, rasend gestorben, schon sich vor Zeiten

in Anvers aufdringen lassen müssen) so stünde ein Versuch zu thun, einen neuen Plan einzurichten. Und da glaube ich, daß Cope mich vielleicht so lieb in einer solchen Stelle sähe, als einen andern. Itzo aber kann er kein Werkzeug meines Glückes seyn, und ich habe ihm zwar alle assiduités, Aufmerksamkeit und wie er noch mein Nachbar im großen englischen Hause war, mein Dasein sistiert, aber so wenig mich gegen ihn auf eine basse Art erniedrigt, daß ich ihm bald anfangs zu verstehen gegeben, wie sein Vorweser mich zum privat-Sekretair engagiren und auf die Wallfarth nach Petersburg locken wollen, ich aber solches auch mit darum abgelehnt, weil ich durch einen solchen Dienst deinem anwachsenden Ansehen und Glücke nichts nachtheiliges vornehmen und man die Sentimens deutscher Höfe und Minister nicht nach dem englischen Maßstabe abzirkeln könnte. Itzo wohnt er an dem von mir entlegentesten Winkel der Stadt, unfern dem Dragoner-Stall, dessen du dich noch wohl erinnerst. Ich beschränke also meine Visiten auf die beyden Post-Tags-Abende, da ich gegen neun Uhr, praevia invitatione, zu ihm komme und, so ungern er auch seinen Pferden dergleichen Mühe ansinnt, es auf den Fuß setze, daß sein Wagen mich zurückführen muß: daher ich nicht mich auf einen zu humilianten Fuß stellen lasse, ihn aber sonst, weil er bey der Compagnie auch sehr estimiert wird, sehr menagire. Meine Unlust zum Rennen, und meine podagrischen Steiffigkeiten berechtigen mich zu mehrmahligen Exclamationen über das schlechte Pflaster, über die rauhe Nachtluft, über das kaum verantwortliche Verfahren meines Vaters, mir seinen Wagen nicht zu lassen. Mr. Cope, alle zur Compagnie gehörige Engelländer, utriusque sexus, kommen alle Mitwoch Abend um 5¼ Uhr zusammen, im großen Englischen Hause, und tantzen. Ich habe kein Sonderling seyn dürfen noch wollen; folglich auch nebst meiner Frauen jede Zehn rthlr. (da denn das Soupé mitbezahlt wird, doch ohne Wein) daran wagen und subscribiren müssen. Ich bin Spectator tantum, so lange man tanzt. Da habe ich denn am letzten Mitwochen Abend überhaupt deine Meynung vom Porcellain dem Copio, doch auch zugleich dein Verlangen nach dem Richardson zu erkennen gegeben. Den Richardson versprach er: so wie er auch mir das unvergleichliche Werk: The Life of Sully von Middleton versprochen. Heute morgen habe ich aus deinem Briefe einen französischen Extract gemacht, nach welchem er seine mesures, Entschlüsse und Commissa einrichten kann, welche ich heut Abend von ihm vernehmen werde.

8. Kontrakt zwischen dem Verleger König, dem Sekretär J. F. Liscow und Hagedorn über die Herausgabe der Privilegierten hamburgischen Anzeigen. 1737.

Demnach ich endesunterschriebener Conrad König, E. E. Rahts der Stadt Hamburg Buchdrucker, mich alltäglich mit einem schwachen Gedächtniß, das mit einer zu leichtfüßigen Unruhe mehrenteils verknüpfet ist, heimgesuchet finde, solche Vergessenheit und der dadurch veranlaßete Hin- und Her-Lauf meines wenigen Cörpers in allen mit einiger Ordnung, Gewißheit und Ruhe eingerichteten Geschäften und derer, die solche bestens zu betreiben, auf mein eiliges Ersuchen und Vorstellen sich angelegen seyn lassen, ganz nachtheilig und mit allem Rechte minder unerwartet, als grob und unangenehm wird, zumahl da ich bey gesunden Tagen nimmer hoffen noch mir einbilden kan, ob hätten meiner Freunde ihre Stunden nach obenerwähntem meinem täglichen und viertelstündlichen Umschuß in Straßen, Gassen, Sälen, Stuben, Schlafkammern und was denselben angehörig, ruhen oder arbeiten zu lassen, auch die Betreibung eines Intelligenz-

Wassers[1]) mehr des Kopfes, als der Füße gebrauchet, in dieser Intelligenz-Angelegenheit aber so wohl der Herr Joachim Friedrich Liscow, J. U. C. als Fridrich Hagedorn, der Englischen Compagnie Secretarius, mir biedermänniglich zu helfen und mit dem Kopfe ungleich nützlicher, als ich endesunterschriebener mit meinen Füßen, zu arbeiten sich erkläret: Als verspreche, verhafte, verbinde und verschreibe ich mich kraft dieses, in vernünftiger, für diesesmahl ruhiger Erwegung obiger Umstände und Erfordernisse, in denen Stunden, halben Stunden und viertelstunden, die ich erwehnten Freunden meinen Geschäften, mit Ausschliessung ihrer und andrer Geschäften alleinig offen und leer zu halten bestimmet, oder dieselbe mir bestimmet haben, mich zu meinem eignen besten, ohn Aufschub einzufinden, oder vorfinden zu lassen, eher daß dieser oder jener Fremder, oder Einheimischer, Bürger oder Schutzverwandter der Replublik Hamburg, Herr oder Laquay, unter welchem Vorwande es seyn mag, mich in der Straße oder im Hause aufhalte, festfrage, sitzen oder warten mache, mit Perioden bespinne(?), oder matt erzähle, als in welchen erwähnten Mitcontrahenten bestimmten Stunden ich um anderer Leute ihrer Witwen, Waysen, Mägde, Hunde, Pferde, Katzen, oder anderen Hausangelegenheiten, ererbter Hamburgischer Artigkeit nach, mich nicht bekümmern, fragen oder fragen lassen will oder soll: widrigenfalls aber für eine jede halbe Stunde, so ich, aus Vergessenheit und Gewohnheit länger abwesend seyn und in unnöhtige Zerrüttungen, Müdigkeiten, oder gar, meiner bisherigen Enthaltung schädlichen Einflechtungen, mich vertrösten würde, ich es so gleich und ohne Gegenrede nicht nur mittelst Vorsetzung eines Quartiers Rheinweines, sondern auch mit einem recht heiteren, ordentlichen und sittsamen Discurs verschulden und büssen will und soll, allso und dergestallt, daß ich für die allererste, jedoch ohne Zustoß einiger Krankheit dem Versprechen zuwider ausgebliebene Stunde, ein; für die andere, zwo; für die dritte, drey; für die vierte, vier; für die fünfte, fünf; und für die sechste, sechs wolschmeckende Quartiere und zwar noch denselbigen Tag im Rahtskeller erwehnten Herren oder einem von ihnen auf meine Kosten zu reichen habe: Dagegen dieselben auch, unter gleicher Verpflichtung sich hiermit verbinden, keine Stunde mir zu benennen, die nicht in ihrem oder meinem Hause oder wo wir uns bestellet, mir zum Nutzen von Ihnen gehalten werde. Zu welchem Ende ich und erwähnte meine Herrn Mitcontrahentes gegenwärtigen Contract eigenhändig untergezeichnet haben[1])

Hamburg d. 3. Jan. 1737.

J. F. Liscow.
Conrad König

F. Hagedorn

9. Drei Briefe Hagedorns an Giseke.

In der Sammlung Lappenberg befinden sich in Abschriften, die Lappenberg selbst kollationiert hat, 11 Briefe Hagedorns an Giseke, von denen die drei schönsten hier mitgeteilt werden sollen. Wo sich die Originale heute befinden, ist mir unbekannt; eins von ihnen — der Brief vom 13. April 1751 — befand sich vor wenigen Monaten im Besitz des Frankfurter Antiquars Joseph Baer; vielleicht darf man daraus schließen, daß die Sammlung der Originale neuerdings aufgelöst worden ist.[2])

[1]) König hatte seit 1736 ein Privileg auf die Herausgabe von Intelligenzzetteln, vergl. Lappenberg, Buchdruckerkunst (1840) LXXXIII.

[1]) Der von Hagedorn aufgesetzte Kontrakt befindet sich auf der hiesigen Stadtbibliothek, Sammlung Campe. — König war der Verleger von Hagedorns Jugendgedichten, dem Versuch von 1729. — Hagedorn spottet öfter darüber, daß König auch im unfreiwilligen Sinne ein „Verleger" war.

[2]) Über Giseke vergl. S. 45.

1.

Hamburg, den 25ten Jul: 1748.

Mein liebster Herr Gieseke,

Um Ihnen auf Ihr vertrauliches Schreiben vom 16ten dieses die Antwort nicht länger schuldig zu bleiben, werde ich heute curva in terras anima & coelestium inanis. Ich begebe mich des so rühmlichen, als gelehrten Vorwitzes, der, in dieser schwartzen Stunde, auch unzählige Ungelehrten beschäftiget, die der Sonnen-Finsterniß alle Zölle mit scharfen Augen abmerken. Sie wissen, wie sehr ich die Sonne verehre. Heute aber sehe ich sie so einfältig an, als mein Herrmann, der sie so oft ansiehet, als ob er sie nicht ansähe. Ich habe ihr es zu verdanken, daß mir niemand in Haus und Zimmer kömmt und daß ich mich auf kurze Zeit in dem Stande der beneidenswerthen Scribenten finde, welche ungestört schreiben. Dennoch werde ich erfahren und für mich zeitig genug, wie die itzige Sonnenfinsterniß gegen die große, vom Jahre 1706 sich verhält, da um 9 Uhr die Tauben vom Felde nach Hause flogen und die Nation der Fledermäuse sich ungescheut sehen ließen: von welchem allen, nach dem Ausdrucke eines gewissen Canzel-Redners, sich ungemein vieles sagen und erklären ließe, wenn man es nur so wüste. . . .

Sie kennen und hochschätzen, halte ich für einerley. Ich glaube auch, daß Sie, ungeachtet der Einschränkungen, in welchen, fast aller Orten, ein sogenannter Informator stehet (wovon Stoppe gar kläglich gesungen) dort rechtschaffenen Männern immer bekannter und beliebter werden müssen, und daß es Ihnen also an wahren Freunden, welche Sie, wegen der politischen Ungleichheit, Gönner nennen werden, nicht wohl wird fehlen können. Aber Sie müssen Sich nicht vorstellen, Mein liebster Herr Gieseke, daß Sie, nach den academischen Jahren, solche gleiche, freye, zärtliche, aufgeweckte und eifrige Freunde antreffen werden, als Sie in Leipzig verlassen haben. Das ist der Lauf der Welt. Dieses ist nicht nur eine der allgemeinsten Wahrheiten und Erfahrungen, sondern, in Ansehung Ihrer, desto gewisser, da Sie in Leipzig ein größeres Glück gehabt als ich und hundert andere, in dem edlen und mehr als fürstlichen Studenten-Stande erreichet haben, indem Sie zum vertraulichen Umgange nicht nur jugendliche und gefällige, sondern die sinnreichsten, liebenswürdigsten und fähigsten Freunde gehabt haben, bei denen die academische Freyheit zum gemeinschaftlichen Mittel der Kenntniß und des Vergnügens ward, die alle mit starken und ähnlichen Kräften nach Einsicht und Freude strebten und einander so wenig ihre Einfälle als ihre Wissenschaften, so wenig ihre Umstände und persönliche Geheimnisse, als Ihre Meynungen und Schlüsse jemahls verbergen durften. Solche Freunde zerstreuen sich immer zu bald und werden in ferneren, mit Eigennutz, Geschäften, Ernst und Widerwärtigkeiten mehr beschwerten und, wenn man das sagen könnte, runtzlichten Zeiten kaum einzeln wieder angetroffen. Sinnreiche und poetische Freunde habe ich in Jena nicht gehabt, doch hat es mir an scherzhaften, guten Brüdern eben nicht gefehlet, die aber doch ein großes Theil meines Hertzens leer gelassen: wiewohl es auch meine Schuld gewesen seyn kan, daß ich zwar überhaupt mehr geliebt, als gehaßt habe, sonst aber immer, ohne im übrigen ein Maecen seyn zu können, wie er, paucorum hominum gewesen bin. Gleichwohl wünsche ich mir noch oft das frische, sorgenfreye Hertz, welches ich damals gehabt, die Empfindlichkeit und die Wallungen der lautern Freude, welche ich, ohne Absehen auf das Künftige, ohne Rücksicht auf das Vergangene, in dem ungestörten und gemeinschaftlichen Genusse gegenwärtiger Stunden, mit nicht ungelehrten und unvernünftigen, gleichen Freunden (mit welchen ich die Ihrigen nicht vergleichen kan) reichlich gefunden habe. Hernach gab mir, wie andern, das Glück und

die immer nöthigere Sorgfalt so viel zu schaffen, daß mein voriges Leben mir fast selbst ein Traum zu seyn schien. Dergestalt ältert man und überlebt sich. Aber ein Daseyn ohne Freunde ist kein Leben. Man muß mit jemand sein Hertz, seinen Ernst, seinen Schertz, sein Lachen, sein Weinen theilen. Doch so verläßt uns auch die Schickung nicht, daß man immer lieben sollte, ohne geliebt zu werden, und insonderheit kan so zärtlichen Neigungen, wie die Ihrigen sind, keine Gegen-Gunst würdiger Freunde entstehen,[1]) obwohl Sie, wie ich gern gestehe, an den bisherigen nicht wenig eingebüßet haben und nur durch einen so fleißigen Briefwechsel, als der meinige seyn sollte, die Trennung sich erträglicher machen können. Sie dürfen Sich nicht entschuldigen, daß Sie gegen mich Ihre Klagen ausschütten. Auch diese sind mir Merkmahle Ihres Vertrauens und ich bitte solches gegen mich niemahls aufhören zu lassen. Est enim quaedam etiam dolendi voluptas: praesertim si in amici sinu defleas, apud quem lacrymis tuis vel laus sit parata, vel venia.

Meinen Brief bringt Ihnen der Herr Rector Müller. Mit ihm können Sie, als mit einem wahren Freunde vieles überlegen. Sein Aufenthalt in Hannover wird für Sie, meines Erachtens, darinnen vortheilhaft seyn können, daß er Sie in nähere Bekanntschaft mit Leuten setzen kann, deren Umgang (so sehr auch der Hannöverische von dem englischen unterschieden und gebundener ist) Ihnen angenehm und anständig seyn wird. Der geheimnißvolle Olde hat mir doch auch kein Wörtchen davon gesagt, daß er mit seiner schönen Reisegefährtin,[2]) Sie dort besuchen wollte. Mir würde es gewesen sein, wie Balsam auf mein Haupt, wenn ich in so guter Gesellschaft Sie hätte überfallen und umarmen können. Eine solche Reise muß man recht oder gar nicht thun. Meine Umstände und Federn erlauben mir nicht, Ihnen den englischen Schreiber in Hannover zu liefern und die schöne Fontaine in Herrenhausen wiederzusehen. Wann Sie den Herrn Gärtner dahin begleiten, so machen Sie ihm meine Empfehlung und bringen ihm hernach die Gesundheit zu: So viel Tropfen, so viel Glückseligkeiten. Die wünsche ich Ihnen von Hertzen und bin jederzeit,

Meines lieben Herrn Gieseke
Gehorsamer Diener
Hagedorn.

2.

1751 April 12.

Mein liebenswürdiger Herr Gieseke,

Nach dem Vergnügen, Ihre verbindlichen Briefe zu erhalten, hätte mir gewiß nichts angenehmer seyn können, als die Überkunft des Herrn Klopstocks. Schon drey Tage hatten ich und der Herr D. Olde auf ihn gehoffet. Am Sontage kam er endlich an, und war mir, auch am Sontage ungemein willkommen. Sie wissen wie sehr ich sonst alsdann einsam und unsichtbar zu seyn pflege. Kaum aber hatte ich mit ihm die ersten Worte gewechselt, so fand ich seinen Umgang so gefällig, als seine Schriften rührend und tiefsinnig sind; mit einem Worte, nichts würde mir damahls unerträglicher gewesen seyn, als meine sonntägliche Einsamkeit. Nachmittags führte ich ihn auf den Altan des Baumhauses, Abends unter das Eimbeckische Haus, wo

[1]) d. h. fehlen.

[2]) Über Olde vergl. S. 45 mit Anm. 2.

Über seine Frau schreibt Herold in seinen Notizen der Sammlung Lappenberg: „Indessen hatte er zur Verwunderung aller das Glück, eines der schönsten und liebenswürdigsten Mädchen, eine Demoiselle Schleebusch, zu heirathen, die ich als Wittwe sehr wohl gekannt habe. Sie ward nachher einem sehr hochschätzungswürdigen Manne, dem noch lebenden Amtsschreiber Arnold Gustav Alberti in Osterode, einem Bruder unseres vortrefflichen Pastors Julius Gustav Alberti (vergl. S. 39) zu Theil."

Unsrer Lieben Frauen Milch zu haben ist. Hier machte der Herr D. Olde ihn abspenstig und fuhr mit ihm nach Hause: Am Montage speiseten wir und seine Reisegefährten bey dem Herrn Schmidt[1]) und nach Tische, hatten der Herr Rahn[2]) und ich bey Dressern[3]) eine ausführliche Unterredung, in welcher er mir viele unerwartete Nachrichten von Zürich gab, die ich mehr dem Laufe der Welt, als meinen bisher gehabten Begriffen gemäß befand. Dingstag wirthschafteten wir im schwartzen Adler, und die Begierde, den Herrn Klopstock kennen zu lernen brachte nicht nur den Herrn Bohn, ferner den Herrn Baron von Bar, sondern auch den Herrn Lic. Ankelmann zu unsrer Tischgesellschaft, der uns auch zu dem Herrn Rector Müller begleitete, um den Herrn Klopstock, den er sehr hochschätzet, nicht zu früh aus den Augen zu lassen. Zu uns kam unser lieber Herr Pastor Zimmermann,[4]) und ohne die Einladung der vorzüglichen Mlle. Müllern, der ich selbst gefolgt seyn würde, hätten wir diesen würdigen Freund einige Stunden mehr genießen können. Am Mitwochen nahmen wir bei dem ehrlichen Bohn von einander Abschied, in der Hofnung, uns im Sommer in und bey Hamburg wieder zu umarmen. Wie sehr wünsche ich dieses, und daß wir in den, alsdann schattigten Gegenden um der Alster, wo die grüne Nacht den entschlafenen Muth ermuntert, und den Kummer schläfricht macht (Tralles)[5]) von einem kleinen, zärtlichen, liebkosenden Schleicher, der den Tokayer zum Landsmanne hat und den ich Ihnen nicht nennen darf, gesucht und gefunden werden möchten![6]) Von einer so fröhlichen Stunde lässet sich aber nichts gewisses bestimmen. Klopstock muß allererst abwarten, wie in Copenhagen die Aussprüche der dortigen Orakel lauten werden. Das wenige, das ich ihm in Ansehung des Systems des Hofes, zu sagen gewußt, habe ich ihm angezeigt, und er hat mich so redselig gemacht, daß ich ihm gar nichts verschwiegen und mich in die Gefahr gesetzet habe, einen rechten Schwätzer abzugeben. So offenhertzig machte mich das unvermehrliche Vertrauen zu seiner rechtschaffenen Gemüths-Art, daß in den vielen Materien, worüber ich, meinem Vorhaben nach, ausführlich mit ihm sprach, eine mehr als lyrische Unordnung herrschte, und ich meynte, ihm noch eben so viel zu sagen zu haben, als er, mir viel zu früh, fort mußte. Ich bin begierig zu erfahren, wie ergiebig er Dännemarck findet. An der geneigtesten Aufnahme und Begegnung, an allem, was der Franzose das Weihwasser des Hofes nennt, wird es ihm nicht fehlen. Aber er muß zu verhüten suchen, daß die Pension in keine Besoldung verwandelt werde, und daher solche entweder, wo er will, in unbeschwerter Muße verzehren können, oder wenn man ihn in Dännemarck behalten sollte, eine nicht zu geringe Zulage auswirken. Wenigstens macht man in Copenhagen mit 400 Thalern eine höchstmittelmäßige Figur. Nach Soroe unter die academischen Lehrer versetzt zu werden, ist nicht die Sache des Verfassers des Messias und die vierhundert Thaler jährlichen Einkommens können ihm auch in Teutschland nicht entstehen,[1]) wo er so beliebt und berühmt ist. Nimmer kann er so glücklich seyn, daß ich ihn nicht noch glücklicher wünschen sollte. Was den Vorfall in Zürich anbetrifft, so ist er, wie ich schon gesagt habe, dem Laufe der Welt gantz gemäß. Die größte Liebe, die nicht die größte Gegenliebe wirket und erhält, verändert sich in den größten Haß und in die bittersten

[1]) Meta Mollers Schwager.

[2]) Hartmann R. aus Zürich, Klopstocks Schwager; vergl. z. B. Hamb. Schriftstellerlexikon IV, 5.

[3]) im Kaffeehaus, vergl. S. 41.

[4]) Vergl. S. 37 ff.

[5]) Zitat aus Tralles Riesengebirge (1750).

[6]) Giseke war in Ungarn geboren.

[1]) d. h. fehlen.

Empfindungen, die mit den ersten Neigungen im äußersten Widerspruche stehen. Sehe ich also den bewusten Mann[1]) als einen Menschen an, wie ich denn nimmer geglaubt habe, daß die Affecten ihn verlassen, so finde ich was er gethan hat, möglich und natürlich, ob ich gleich gestehen muß, daß ich ihm die feine Klugheit zugetraut hätte, sich, als er den Herrn Klopstock für einen abtrünnigen Freund hielte, zu verstellen, und aus einer gewissen Achtung für den einmahl angenommenen Character, solchen ferner zu behaupten und aus Grosmuth des Verstandes nichts von den unphilosophischen Gemüths-Bewegungen zum Ausbruch kommen zu lassen: insonderheit, da er sich dergestalt es so schwer machte, das Hertz eines, seiner Meynung nach, gegen ihn ungerechten Freundes wieder zu gewinnen. Indessen ist mir sehr lieb, daß das gute Vernehmen äußerlich wieder hergestellt worden und kein Dritter zu beyder Nachtheil ihnen nachsagen und sich freuen kann, daß ein so genaues Verständniß in eine offenbare Uneinigkeit ausgeartet sey. Und meines Erachtens, muß, wenn dereinst davon geschwatzt und geklügelt werden sollte, die Sache selbst platterdings geläugnet werden; oder wenn der, welcher davon spricht, von den Umständen zu genau benachrichtiget zu seyn befunden wird, um alles zu läugnen, so müste man, was er weiß ihm einräumen, ihm aber im falschen Vertrauen, eröfnen, alles sey ein Spiegelfechten gewesen, indem beyde, um ihre Freunde genauer kennen zu lernen und dem Publico eine Unmöglichkeit glaubhaft zu machen, eins geworden, sich zu trennen und eine Feindseligkeit anzunehmen, unter deren Vorwande sie am glücklichsten die geheimsten Gesinnungen anderer erfahren würden. Sind Sie auch der Meinung?

Dem ferneren geneigten Andenken des Herrn Abts Jerusalem und des Herrn Prof. Gärtners empfehle ich mich bestens, und ich nehme freundschaftlichst Theil an der väterlichen Freude des letztern.

[1]) Bodmer.

Haben Sie des Herrn Rector Schmids[1]) Erklärungen der Gemüthsbewegungen nach den Sätzen der stoischen Weisen gesehen? Er wird untröstbar seyn, daß der Herr Klopstock seine Reise nicht über Lüneburg genommen hat.

Es ist mir so lieb, als es dem Dr. Young selbst seyn sollte, daß der Herr Ebert die Night-thougths übersetzt. Ich bitte ihm dafür meinen Dank zu vermelden und ihn meiner Ergebenheit zu versichern. Wann wird seine Uebersetzung ans Licht treten? —

Gottsched hat in der Auflage seiner Gedichte in einem Schreiben an den Herrn von Scheyb in Wien, sein critisches Mißfallen über den Messias nunmehr offenbar geäußert, dafür aber in einem Stücke der Berlinischen Zeitung, das ich dem Herrn Klopstock gegeben habe, ein scharfes Urtheil über sich ergehen lassen müssen, und zwar von Rechtswegen.

Ich habe mit ungemeinem Vergnügen wahrgenommen, daß der Herr Steuer-Revisor Rabener zwey Bände satyrischer Schriften herausgiebt. Ich sehe denenselben mit Ungeduld entgegen, ob ich gleich in der so leichten Kunst ungeduldig zu seyn, sehr zurücklerne. Nur alsdann bin ich noch darinnen ein Meister, wenn mir einfällt, daß die schöne Jahr-Zeit herannaht, die, der bisherigen Hofnung nach, Sie nach Hamburg und Harvestehude zurückbringen sollte. Wann wird dieses Verlangen erfüllt? —

Ich habe viel Freude nöthig. Ich kann die Ursachen meiner Unzufriedenheit so wenig zählen, als sagen. Mit Herrechnung der Ursachen meines seltenen Vergnügens würde ich desto leichter fertig werden. Ich habe mehr Daseyn als Leben; denn zum Leben gehört,

[1]) In Lüneburg.

in einem gewissen Verstande, sehr viel, und ich werde, auch wenn ich das nicht behertzige, so wetterläunisch, als der mir unähnlichste, reichste Engelländer. In allem Ernst: Weder mein Temperament, noch meine Art zu denken machen mich mit der Schickung zänkisch: obwohl ich beweisen könnte, wie sehr die Begebenheiten meiner Jahre eine Reihe nicht ungereimter, aber unerfüllter Hofnungen gewesen sind. Aber das Alter (vom Podagra und dessen Folgen nichts zu erwähnen) und die Ehe machen auch einen vergnügsamen habsüchtig, folglich ärmer. Bestraft ihn der Himmel mit dem, was man Geschmack heißt, so erhält er eine neue Art Empfindungen, einen neuen Sinn, den tausend so wenig kennen und errathen, als sie ihn besitzen, aber eben diese Empfindungen, dieser feine Sinn machen ihn in allen schwüriger, dürftiger, unglücklicher, und, in gewissen Augenblicken kann ihm das Utinam nescirem literas natürlicher einfallen, als einem unentwickelten Nero. Der gute Geschmack überströmt alles und nichts, das nur einigermaßen gut und allenfals untadelhaft, hinreichlich, erlaubt ist, vergnügt ihn, in der Fülle, in dem Reichthum seiner Emfindungen. Eine große Einsicht in vollkommene Schönheiten verwöhnet, und vermehrt unsere Bedürfnisse. Sie lassen sich nicht so hemmen und einschränken, als die gemeinen Erfordernisse, die nur die menschlichsten Nothwendigkeiten angehen. Besitze ich nicht in einem hohen Grade diesen edlen Geschmack, welcher der beste, aber auch der unversorgteste ist; so besitze ich wenigstens mehr, als ich verlange, was er an Unzufriedenheit zu empfinden pflegt, und nicht was an Vergnügen der pöbelhafteste, wenn ich ihn nicht füglicher den allgemeinen Geschmack nennen sollte (welches ich heute nicht beleuchten will) zu seinem Glücke voraus hat. — So philosophire[1]) und schreibe ich mit flüchtiger Feder, in Gegenwart eines Mannes, der mich heute überrascht hat, bey meinem Camine sitzet, ohne gehört zu werden, mir vorschwatzt, von mir mit Hollbergs Barbier verglichen wird und hoffentlich seinen Abschieds-Gruß mir recht angenehm machen muß, weil er ihn beschleunigen zu wollen scheint.

Hamburg, den 12ten April 1751.

H.

[1]) Hier nehme ich das Philosophiren im weitesten Verstande. Daß obiger gantze §. etwas dunkel sey und ich besser gedacht, als mich ausgedrückt habe, bekenne ich hiemit eigenhändig, muß es aber bey dem Pilatismo heute bewenden lassen.

Hamburg, den 13ten April, 1751.

P. P.

Ich bitte, um herüberzukommen, den fröhlichsten und jugendlichsten Monath zu wählen und bis dahin, zu unsern Unterredungen, alles zu sammeln, was aufgeräumt machen kann und würdig ist bey dem schönsten Wetter gesagt zu werden. Vielleicht können Sie den Herrn Professor Gärtner oder einen andern sinnreichen Freund der Freude mitbringen, und vielleicht fügt sich alles so, daß auch der Herr Klopstock alsdann hier ist und unsere Gegenden mit denen, die er verlassen hat, vergleichen und an dem Ufer bey Harvstehude uns viel neues erzählen kann. Sein Freund Rahn ist ein Mann, der viele gefällige Eigenschaften besitzt, und hoffentlich mit mir so zufrieden ist, wie ich mit ihm. Er hat mir gewisse Dinge offenbaret, die nicht Zürch betreffen, wovon mündlich. So wenig ich zu errathen weiß, was Sie mir schreiben: daß Sie für mich etwas thun wollen, das ich nicht eher, als bis es geschehen, erfahren soll: so sehr schränke ich meinen Vorwitz ein. Dafür aber bin ich Ihnen nicht gut, daß ich nicht, wann wir uns wiedersehen, eine Anfrage wagen sollte. Ich kenne und liebe Ihr mir so bekanntes rechtschaffenes Hertz und weiß, wie sehr Sie mit den besten Gesinnungen

die beste Einsicht jederzeit verknüpft haben. Also bin ich gantz gelassen und unbekümmert bey allen freundschaftlichen Absichten, die Sie, in Ansehung meiner fassen und bewerkstelligen mögen; und wollte der Himmel, daß ein reicher und milder Fürst mir nur halb so gewogen wäre, als Sie! Wie viele Bürden würden mir leichter werden! Wenn ich Ihre vortheilhaften Jahre, oder noch weniger hätte; ich würde gewiß viele Neigungen, in Ansehung des Geschmacks, aufopfern und für mein Glück eigennütziger seyn, als ich jemahls gewesen bin, da ich für die anmuthigste Kenntniß, die nur den Verstand berühret und nur das Hertz veredelt, zärtlicher gewesen, als so viele, deren curae coelestium inanes sie emporgebracht haben. Itzo aber ists für mich zu spät und ich muß in meinen Einschränkungen bleiben. Ich bitte dieses Pinseln ja für keine Philosophie, sondern für nichts als Grillen anzusehen, welches die erste Lesung eines guten Buches wird zerstreuen; aber nicht verhindern können, in meine Soliloquia (wohin ich auch fast das rechne was ich Ihnen; aber NB auch nur Ihnen, itzo vertraulich beichte) sich wieder einzuschleichen. Ich weiß nicht, um auf etwas anders zu kommen, wie ich es anfangen werde, um von Klopstock zu erfahren, wie sein Glück in Kopenhagen sich anläßt. Man glaubt kaum, wie oft die Briefe auf den Dänischen Posten erbrochen werden, und ich habe ihn gewarnet, weil auch seine Briefe erbrochen werden können. Indessen wird sich schon eine bequeme Gelegenheit hervorthun. — Nun habe ich Ihnen nichts zu melden, als was Sie schon wissen: nemlich das gegenwärtiger Brief zu lang ist und daß ich aufrichtigst und jederzeit bin

Meines wehrten Herrn Gieseke

Ergebenster Diener

H.

Meine Frau ist noch immer, und nun schon über 7 Monathe, an ihrer fast unheilbaren Wunde krank, ohne Kräfte und voller Schmertzen: ihre Mutter erhohlt sich zwar, aber langsam und im Bette. Meine Frau, die ich nie ohne Mitleid erblicke, hat mir an Sie ein Compliment aufgetragen, das ihre Hochachtung für Sie zum wahren Grunde hat. —[1])

3.

S. T. Hochzuehrender Herr Oberhofprediger,[2])
Werthester Freund.

Noch bin ich krank, doch mit beständiger Hofnung endlicher Genesung und itzo zugleich auf eine kurze Zeit beschäftigt, ungeachtet ich in gewissen Augenblicken fast so viel neue Schmerzen empfinde, als ich seither alte Kräfte verlohren habe.

> Meine Auge füllt sich leicht mit freundschaftlichen Zähren:
> Itzt flößet mir die Dauer eigner Pein
> Die Thränen der Betrübniß ein.
> Die Weisheit wird sie nicht verwehren,
> Es ist erlaubt sein eigner Freund zu seyn.

An dem heutigen Tage dieses Regen-Jahres bin ich nicht im Stande, lange zu schreiben: Aber mein Herz wills: ich muß Eur: Hochwürden unverzüglich melden, daß über den Empfang Ihres heute eingelaufenen, erwünschten Briefes, ich allein mich Zehnmal mehr erfreut habe, als sonst zehn wassersüchtige Krüppel, zu welchen ich noch wörtlich gehöre, frölich zu werden wissen. Es ist mir besonders angenehm, daß Sie die anzutretende Ober-Hof-Prediger-Stelle und die damit vergesellschaften Ehren, die Ihnen gewiß nicht zu spät gewährt werden, der Achtung und dem vorzüglichen Wohlwollen eines nicht geringen Kenners, als des rechtschaffenen Herrn Abts Jerusalems zu verdanken haben. Ihnen gereicht dieses vor allen zum wesent-

[1]) Vergl. S. 31 Anm. 1.

[2]) Giseke erhielt, als Joh. Andreas Cramer 1754 als Hofprediger nach Kopenhagen berufen ward, dessen bisherige Stelle zu Quedlinburg.

lichen Ruhme, und daran wird es den Verdiensten sowohl Ihrer Gesinnung als Ihrer Fähigkeiten gewiß nimmer fehlen. Sie sehen auch, wie sehr die Vorsehung immer für Ihre größere Zufriedenheit sorget. Dergestalt wird Ihnen immer leichter, das stille, wahre Glück des Verstandes, ohne Einbruch der Sorgen, sicher zu genießen, und, weil man nicht ohne Lust sinnreich ist, auch die gute Laune des Geschmacks und des Witzes wieder hervorzulocken und Ihre Ergetzungen zu vermehren. Zu dieser Glückseligkeit, die in Ihnen die edle Folge des neuen anständigen Amts ist, wünsche ich Ihnen jede übrige zeitliche und alle Wohlfahrt, welche diese Würde begleiten kann. Ein langes Leben ohne Wassersucht, ohne Zipperlein, ja wo möglich ohne Zahnschmerzen: was D. Luther weislich in die Auslegung der vierten Bitte gesetzt hat: eine Bibliothek, die Gemüth und Auge reitzet: O das verstehet sich, wenn man Glück wünschet, von selbst. Heute Mittag habe ich dem Herrn Pastor Zimmermann sogleich die gute Nachricht sagen und dem Herrn Bohn Ihren Brief einhändigen, auch ersuchen lassen, weil ich meinen Scapin [1]) selbst brauchte, den seinigen damit zum Herrn Lict: Ankelmann zu senden, bey dem er noch ist. Ich habe diesen Freunden eine rechte Freude gemacht, sowohl als meiner Frau, die der Ihrigen und Ihnen ihr freundschaftlichstes Compliment und die Versicherung ihrer Ergebenheit abstatten läßt. Wie wird sich Ihr würdiger Vorweser, der liebenswerthe Cramer, über Ihre Folge freuen. Ich habe ihn hier persönlich kennen lernen. Urtheilen Sie, wie sehr ich ihn lieben und unvergeßlich finden, aber auch beklagen muß, daß er ungeachtet einiger Funken von Lebhaftigkeit, mich hier muthlos, schwach und nur krank vorgefunden, so daß mir würklich schwer fiel zu sagen, was ich wollte. Wann Sie den Herrn Klopstock wiedersehen, so will ich bitten, ihn meiner Dienstbegierde und Hochschätzung für ihn bestens zu versichern. Mit wie innerer Zärtlichkeit wird auch der mit dem neuen Ober-Hof-Prediger in Quedlinburg zufrieden seyn! Ich frage Sie nicht einmal, ob Sie des Herrn Professor Reimarus vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion gelesen und mit Beyfall gelesen haben. Ich bin mit langen altdeutschen Besuchen, bey denen die phlegmatischen Sitzer, auf eine mir empfindliche Art, ihre Knochen ausruhen lassen (wassersüchtiger Einfall), mich aber schwatzen gemacht und auf Stunden ermüdet: mit solchen Kranken-Besuchen, wofür ich leider! danken müssen, bin ich überhäuft worden. Aber die wenigen Theile meiner Zeit, die ich ihnen und der vielfältigen Pflege und Wartung, die meine Zufälle erheischten, nur zum Denken stehlen können und die meinem schlaflosen Haubte frey verblieben, solche habe ich alle gierig auf ernstliche Lesung dieses Kern-Buchs gewandt, die mir so heilsam gewesen ist, daß ich versucht worden, den rechtschaffenen Mann meinen Aerzten an die Seite zu stellen. Diese würden mir gewiß befehlen, heute nicht mehr zu pflügen. Ich schließe also, empfehle mich Ihnen und der Mme . . . . [1])

[1]) d. h. Diener.

[1]) Der Rest ist abgeschnitten, bemerkt Lappenberg.

10. Herold über Harvestehude.

Herold berichtet in seinen handschriftlichen Notizen der Sammlung Lappenberg:

Das eigentliche Harvestehuder Kloster stand auf der Stelle der Gegend, wo itzt das Wirthshaus steht. In den katholischen Zeiten war ein kleines Haus nahe am Kloster, wo Bauern, Pächter und andere, die Geschäfte beym Kloster hatten, Bier und Brantewein erhalten konnten, und so blieb es auch zu evangelischen Zeiten ein ordinaires Wirthshaus. Ein Klosterbürger, der ein reicher Kaufmann

war, ward banquerott. Nun ward hinter dem alten Hause ein modernes und massives Haus von Steinen aufgebaut, die Wirthschaft ward für reiche Leute eingerichtet, und so war das Wirthshaus beschaffen, wie es hernachmahls Toppe[1]) erhielt und wie es zu Hagedorns Zeiten war. Wie meine seelige Tante Kißner[2]) einige Zeit vor Michaelis 1787, nach dem sie einige Jahre Beysitzerin der Jungfer Domina Staphorst gewesen war, nach der letzteren Tode zur Domina erwählt ward, fing sie gleich ihre Regierung damit an, daß sie ein ganzes neues Wirthshaus bauen ließ, welches besonders inwendig sehr gut eingerichtet ist. Bald darauf ließ sie durch einen geschickten Gärtner des Herrn Senator Westphalen einen Plan zu einer sogenannten englischen Parthie entwerfen, und auf das baldigste ausführen. Ein Jahr darnach ließ sie einige morästige Gegenden ausfüllen und einige Zaume niederreißen und entferntere angenehme Gegenden, unter andern einen kleinen Wald, den ich, wie ich damahls eine Stube zum Sommeraufenthalt in Harvestehude hatte, wegen seiner Entfernung von aller geräuschvollen Gesellschaft, seiner Einsamkeit und seiner stillen Reitze wegen den Hain der Liebenden genannt hatte, welcher Name hernach auch ziemlich allgemein eingeführt ward, mit der englischen Parthie vereinigen, so daß die Spaziergänge nun viel ausgebreiteter waren. Noch einen Verdienst erwarb sie sich um Harvestehude dadurch, daß sie recht schoene Wege dahin anlegen und da wo irgends noch Schatten fehlte mit Bäumen bepflanzen ließ. Nun wollte jedermann dort bauen, und weil es am Platze mangelte, suchte man die Landleute zu verdrängen und da, wo ihre kleinen Häuser standen, große Gartenhäuser zu bauen. Meine Tante verordnete, daß keinem einzigen Landmann seine Pacht erhöht werden sollte, so lange er sie ordentlich bezahlte, damit durch das Überbieten der Leute aus der Stadt, die bloß pachten wollten, um dort Gartenhäuser zu bauen, (die Bauern nicht) von ihren Stellen verdrängt wurden. Dies zeigt sich am deutlichsten, wenn man aus dem Dammthor gerade aus auf dem Wege nach Kiel fährt. Alles was linker Hand ist, ist Grund der Hamburgischen Kammer, und itzt alles mit Landhäusern bebaut. Alles rechter Hand ist Klostergrund, und die vortreflichen mit Klever besaeten Wiesen, wo die schönsten Kühe gehen, die man sehen kann, sind unbebaut und den Harvestehudern, die sie gepachtet, erhalten geblieben, ohngeachtet man viel Geld dafür geboten hat. Wären sie mit Häusern besetzt worden, wäre alles ländliche weggefallen, und hätte eine städtische Strasse ausgemacht. Auch das Klosterhaus ward zum Besten der Klosterdemoiselles mit neuen Meubles versehen, und neu ausgebaut, damit sie sich dort zum Vergnügen im Sommer aufhalten konnten. Meine Tante beschämte als Frauenzimmer die Hamburgischen Domherren weit, die noch, unglaublich zu sagen, bey dem itzigen Mangel an Plätzen in Hamburg die Ruinen auf dem volkreichen und nahehaften Speersort liegen ließen. Kräftiger hätte Herr von Hess sie dafür nicht strafen können, als daß er den Dom mit seinen Ruinen ganz genau in Kupfer stechen und darunter setzen ließ: Der Dom in Hamburg.

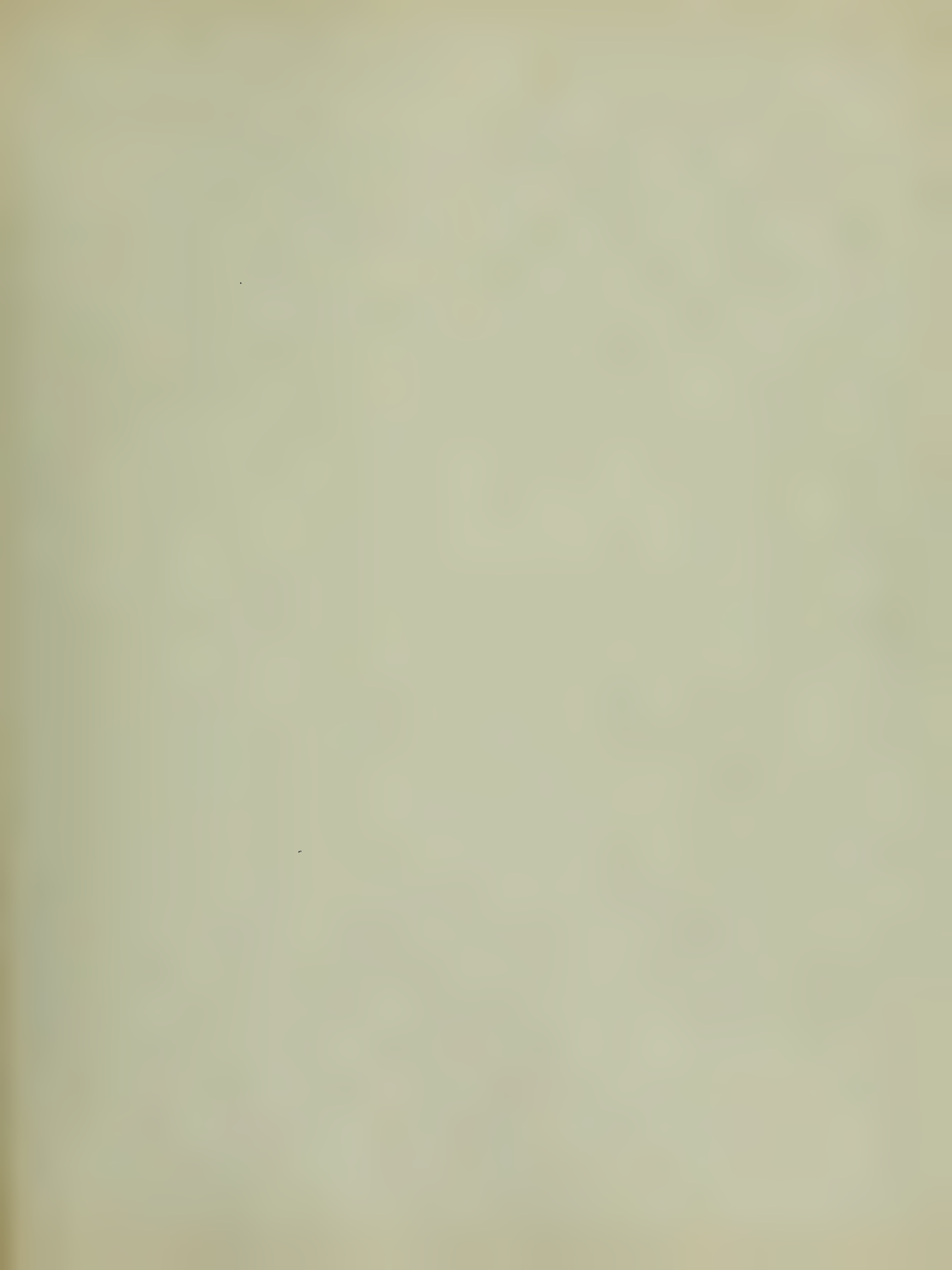
---

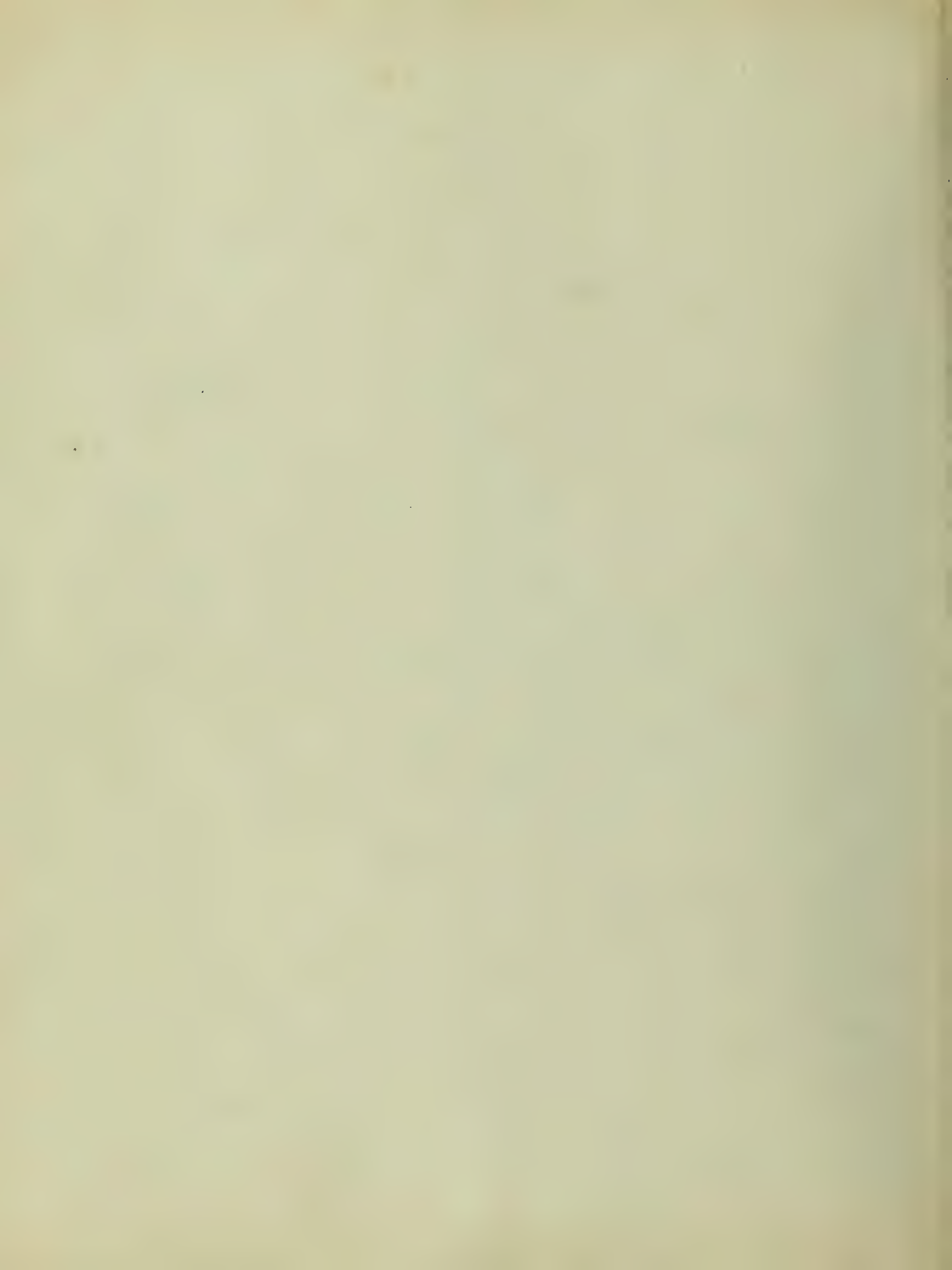
[1]) „Flugs kommt der aufmerksame Toppe . . .“, Eschenburg III, 143. Näheres über den von Hagedorn oft belobten Wirt bei Herold a. a. O. — Ein Ölbild des neuen, hier erwähnten Gasthauses besitzt seit kurzem das Museum für Hamburgische Geschichte.

[2]) Aus der Hamburger Buchhändlerfamilie, vergl. Lappenberg, Buchdruckerkunst (1840) LIII und LIV.

NAMENVERZEICHNIS.

Hauptstellen sind im Druck hervorgehoben.







GEDRUCKT BEI LÜTCKE & WULFF, HAMBURG

13.12.78

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT 2287 H3Z86
Stierling, Hubert
Leben und Bildnis
Friedrichs von Hagedorn


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 03 09 02 016 3